Nr. 26 — **Leipzig, den 30. Juni** — **1889**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Dritter Jahrgang

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1293)

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Die Gottheit Christi — Luthers Auslegung des ersten Gebotes — Drei Gespräche über drei Hauptstücke des christlichen Glaubens — Heinrich IV. in Canossa: 1. Die treibenden Kräfte in der Geschichte der Völker; 2. Der Pontifikat Gregors VII.; 3. Deutschland beim Regierungsantritte Heinrichs IV. — Gustav Werner und die Grenzen des Gottvertrauens — Lasserres Evangelienübersetzung. Die tragische Geschichte eines bedeutsamen Werkes — Aus Spanien — Verschiednes: Von der Enthüllung des Hutten-Sickingen-Denkmals; Aus Schottland — Quittung — Anzeigen

Die Gottheit Christi

Das Wort ward Fleisch. Joh. 1, 14

1*)

Nun laßt uns die Schuhe ausziehn von unsern Füßen und mit einander eintreten in das Allerheiligste unsers Glaubens. Wir wollen wieder einmal des großen, seligen Geheimnisses anbetend uns freuen: Gott ist geoffenbaret im Fleisch. Dich, Herr, dich selber suchen wir in deinem Himmelsglanze, in deiner Gottesschöne. Gieb uns den Anblick deiner Herrlichkeit!

Aber ists nicht doch ein allzu kühnes Unterfangen, eines Menschen Haupt mit dem ewigen Lichte der Gottheit zu umgeben? Können wir uns wundern, daß so viele sich dessen weigern, irdisch Fleisch und Blut mit der Majestät des Hochgelobten zu umkleiden? Woher nehmen wir das Recht, den Sohn der armen Magd, der so unscheinbar und gering sein Leben lang einhergegangen ist, jetzt zur rechten Hand Gottes erhöht zu denken und die Welt zu seinen Füßen liegen zu sehen? Wer giebt uns die Gewißheit, daß der Verachtete und Unwerte, dem in Stall und Krippe sein erstes Lager bereitet ward, der am Holze des Fluchs sein letztes gefunden, jetzt dort oben thront und die Geschicke der Völker lenkt? Dürfen wir es wagen, ihn mit dem Namen zu nennen, der über alle Namen ist, mit dem Namen dessen, der seine Ehre keinem andern geben will? Das kann uns doch nicht schon genügen, wenn die heilige Schrift ihn so oft als den bezeichnet, in welchem die Fülle der Gottheit leibhaftig wohnt, wenn sie immer wieder in einer Weise ihn rühmt, wie der Höchste allein gepriesen werden darf. Wir können doch nicht raschfertig auf das Zeugnis der Apostel uns berufen und ihnen nachsprechen, was sie in anbetender Verehrung von ihrem Herrn und Meister sagen. Ja, auch wenn Jesus selbst in hohen Worten seine Gewißheit ausspricht, daß er eins sei mit dem Vater, daß, wer ihn sähe, den Vater sähe, so können wir doch nicht einfach diese Worte aufgreifen und schon damit uns zufrieden erklären. Warum nicht? Nun, wäre dann unser Bekenntnis zu der Gottheit unsers Heilands etwas andres, als eine tote, inhaltlose Formel, als ein auswendig gelernter Lehrsatz, den wir aus andrer Munde überkommen und unverstanden unserm Gedächtnisse eingeprägt hätten, der weder Kraft noch Leben für uns besäße, den wir mit uns umhertrügen wie eine wertlose, überflüssige Last, und an dem uns deshalb der geringste Zweifel vollends irre machen würde? Das bloße: Es steht geschrieben! kann uns niemals die sichre Grundlage lebenskräftiger Gewißheit werden.

Aber auch weitläufig ausgesponnene Beweise können uns nicht helfen. Man hat im Laufe der Jahrhunderte unsäglich viel Gelehrsamkeit, Witz und Kunst aufgeboten, um den Glauben der Gemeinde an die Gottheit ihres verklärten Herrn auch vor dem forschenden Verstande zu rechtfertigen und wider die Einwürfe der Weltweisheit zu schützen. Ein glänzendes Lehrgebäude nach dem andern ist zu dem Zwecke von der Hand berühmter Meister aufgestellt worden; von allen Enden der Welt, aus allen Gebieten des Wissens hat man das Material dazu herbeigeholt. Aber einer dieser stolzen, vielgepriesnen Bauten nach dem andern ist auch wieder in sich selbst zusammengebrochen und auf seinen Trümmern hat sich der folgende erhoben, der doch auch nur wieder seine Zeit gehabt. Jedoch, wenn es wirklich endlich einmal gelingen könnte, durch noch vorsichtigere Arbeit, durch noch größern Aufwand von Scharfsinn die Wahrheit unsers Bekenntnisses zu dem göttlichen Namen unsers Erlösers über allen Zweifel sicher zu stellen, was wäre dann dem Kinde damit gedient, das mit solchen hocheinherschreitenden Beweisen doch nicht Schritt zu halten vermag; was sollte das alte Mütterchen damit anfangen, dem bei der langatmigen Erörterung das bißchen Atem schier vollends ausgehn müßte; womit könnte sich der ungelehrte Mann behelfen, dem man doch nicht zumuten kann, daß er in den verwickelten Gängen einer gelehrten Auseinandersetzung sich solle zurechtzufinden wissen? In der That, wenn der Gedanke an die göttliche Erhabenheit unsers Herrn in mühseligen, weithergeholten Beweisen der Wissenschaft seinen Halt und seine Stütze suchen müßte, dann möchte er vielleicht die Geheimlehre kleiner, engbegrenzter Kreise hochstudierter Männer bleiben, aber für die große Gemeinde, die doch alle ohne Ausnahme, die Unmündigsten wie die Weisesten, in sich fassen will, hätte er keinerlei Wert und Geltung mehr.

Daß wir mit Thomas Jesu Knie umfassen und zu ihm sprechen: Mein Herr und mein Gott! das kann allewege nur der Glaube uns lehren, der in unserm Herzen wohnt und lebt. Was will das sagen? Soll das nur heißen: Solche Rede geht eben weit über menschlichen Verstand hinaus? Da reicht aller

---

*) Es entspricht einem ausdrücklichen Wunsche, der uns aus unserm Laienleserkreise nahegelegt worden ist, wenn ein Freund unsers Blattes in den hiermit eröffneten fünf Betrachtungen „im Sinne der Ritschlschen Theologie" von der Gottheit Christi redet. Daß Ritschl die Gottheit Christi behauptete und bekannte, ist ihm von zwei entgegengesetzten Seiten zum schweren Vorwurfe gemacht worden, indem die einen ihn darum der Falschmünzerei, die andern eines charakterlosen Opportunismus ziehen. Mögen die Ausführungen des Verfassers unbefangne Leser finden. Um eine Vertretung der Ritschlschen Theologie als solcher kann es sich für unser Blatt auch in diesem Falle nicht handeln: Theologien kommen und gehen, nur das Evangelium bleibt. Wohl aber bezeugen wir auch diesem großen Gegenstande gegenüber in aller Ueberlegtheit und mit dankbarem Herzen die segensreiche, fördernde Bedeutung jener Theologie und können nur hoffen und wünschen, daß die Gemeinde, was an Erkenntnis und Kraft durch sie gewonnen ist, sich ganz zu eigen mache.

D H

Menschen Witz nun einmal nicht hinan? Hier hat deshalb die Vernunft einfach zu schweigen und in demütigem Gehorsam das göttliche Geheimnis hinzunehmen? Wo es sich nicht um irdische, sondern um die heiligsten und himmlischsten Dinge handelt, da gilt es mit blinder Unterwerfung zuzustimmen und alle widerstrebende Einsicht zum Opfer zu bringen? Gewiß nicht! Mag eine solche erzwungne Ueberzeugung in der Kirche Roms immerhin am Platze sein und dort Glaube genannt werden, ein evangelischer Christ weiß: der das Licht der Welt sich genannt hat, der fordert nicht von ihm, daß er von göttlichen Erkenntnissen und Offenbarungen rede, wo er nichts als ein undurchdringliches Dunkel, ein verworrnes, unauflösliches Rätsel sieht; und den er als den König der Wahrheit kennt und ehrt, der kann ihm nicht zur Pflicht machen, zu einer Lehre sich freudig zu bekennen, die nicht in seinem tiefsten Innern, vor seinem Herzen und Gewissen als hohe, heilige Wahrheit sich ihm zu verbürgen und zu bewähren vermag.

Was heißt denn eigentlich Glauben im evangelischen Sinne des Wortes? „Ich glaube an Gott“ heißt: Ich liebe ihn, weil er mich zuerst geliebt. Er hat mirs angethan mit seiner Liebe und hat mir das Herz abgewonnen. Als den Hort und Halt meines Lebens hat er sich mir erwiesen; nun traue und baue ich auf ihn und setze auf ihn meine Zuversicht. Den Vater habe ich in ihm erkannt, der von Ewigkeit her an mich gedacht hat, der nichts sinnt und will als meine Wohlfahrt und mein Heil, der auch von all meinem Undanke sich nicht erbittern läßt, trotz all meines Unwerts mich dennoch nicht verschmäht, und dem ich deshalb in demütiger Dankbarkeit ergeben bin als sein liebes Kind. Sein Wille hat sich stets als ein gnädiger und guter mir gezeigt; wohin sein Wink mich rief und sein Gebot mich führte, da habe ich noch immer das gefunden, was sich zuletzt als mein rechtverstandnes Glück herausgestellt. Darum lasse ich jetzt von ihm mich leiten, stecke mir kein ander Ziel, als wohin seine Hand mich weist; ich suche und begehre nichts andres, als was auf seinen Wegen mir zufällt. Das alles ist eingeschlossen in die zwei Worte: Ich glaube an Gott. Sollen wir aus wahrhaftigem, freudigem Herzen zu der Gottheit Christi uns bekennen dürfen, so müssen wir gleiche Erfahrung auch von ihm bezeugen können. Aber dazu haben wir auch das gute Recht und die heilige Pflicht. Ja, daß wir überhaupt an Gott glauben, danken wir allein dem anbetenden Aufblick zu der Gottesfülle unsers Herrn. Unser ganzer Gottesglaube ruht auf unserm Glauben an die Gottheit Jesu Christi: in ihm allein ist Gott uns offenbar geworden. D=K

Luthers Auslegung des ersten Gebots

Uebersicht: 1. Das Gottvertrauen als Erfüllung des ersten Gebots; 2. Gottesverehrung und Götzendienst; 3. Das Wesen der Sünde und die Erfüllung des Gesetzes

1. Das Gottvertrauen als Erfüllung des ersten Gebots

„Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen,“ so ist uns schon im Schul= und Konfirmandenunterricht mit Luthers Worten das erste Gebot erklärt worden. Und weiter hat man uns darauf achten gelehrt, daß Luther in seinem kleinen Katechismus die Auslegung auch aller andern Gebote damit beginnt, sie überhaupt der Gottesfurcht und Gottesliebe unterzuordnen. Es kommt aber nicht nur darauf an, daß wir als protestantische Christen diese Behandlung der Gebote durch Luther kennen, sondern daß wir auch verstehen, wie sie Luther im Zusammenhange unter einander und mit seiner gesamten christlichen Heilsauffassung gemeint hat.

Luther hat nun in der That auf das erste Gebot ein ganz besondres Gewicht gelegt, ja man kann seine Gesamtanschauung vom Christentum in verständlicher und ansprechender Weise sich vergegenwärtigen, indem man von dem ersten Gebote den Ausgangspunkt nimmt. Denn in diesem will er ohne Frage die Grundlage der ganzen christlichen Lebensführung erblicken. Allerdings deutet er es anders, als es alle seine Vorgänger, Juden wie Christen, aufgefaßt haben. Nicht nur liest er, wie bei den

meisten andern Geboten, aus dem negativen Verbot eine positive Vorschrift heraus, sondern er trägt den christlichen Gottesbegriff und seine reformatorische Grundüberzeugung, daß man sich allein auf Gottes Gnade in Christo in seinem ganzen Leben verlassen müsse, in es hinein. Dadurch bereichert er den Inhalt der Vorschrift, keine andern Götter zu haben, in einer Weise, daß auch die Sünde gegen das erste Gebot einen Umfang gewinnt, der das ganze menschliche Leben mit allen seinen Irrtümern und Verfehlungen umschließt. Alle Sünden können im letzten Grunde als Verletzungen des ersten Gebots betrachtet werden; umgekehrt gilt ihm die Erfüllung dieser Vorschrift als die Erfüllung des ganzen Gesetzes. Denn wer jenem wirklich genugthut, leistet auch alles, was die neun andern Gebote verlangen; wer aber der Forderung jenes nicht entspricht, der sündigt auch, wenn er die andern Gebote scheinbar erfüllt.

Was lehrt nun Luther von der Forderung des ersten Gebots?

Das erste Gebot lehret, wie sich der Mensch gegen Gott halten soll im Herzen, das ist, was er allezeit von ihm gedenken, halten und achten soll, nämlich, daß er sich alles Guten zu ihm versehe, wie zu einem Vater und gutem Freund, in aller Treu, Glauben und Lieb, mit Furcht zu aller Zeit, daß er ihn nit beleidige, wie ein Kind seinen Vater.

Ein andermal sagt er, der Herr befehle in dem ersten Gebot,

daß wir mit reinem Glauben, fester Hoffnung, wahrer Liebe auf den einen Gott allein vertrauen, auf ihn uns stützen und so ihn dafür halten, daß wir ohne ihn kein Gut zu haben glauben und einsehn, daß er allein unser Gut sei, welches wir erkennen, suchen, erwarten und begehren. . . .

Alle sonstigen Güter hat uns Gott nur zu dem Zweck gegeben, daß wir durch sie auf ihn hoffen und ihm vertrauen, daß, da wir so viel von ihm empfangen haben, er uns auch noch mehr geben will und kann. Denn er hat sie uns gegeben, um unser Vertrauen auf ihn zu erwecken; er nimmt sie aber auch wieder, um dieses zu prüfen.

Diese Erkenntnis soll unser Verhalten zu ihm bestimmen, daß wir in der rechten Weise ihm dienen und ihn verehren:

All das Gut, das wir Gott thun mögen, das ist Lob und Dank; welches auch der recht einige Gottesdienst ist, wie er selbs sagt Psalm 50, 23: Das Opfer des Lobs preiset mich, und das ist der Weg, da ich ihm zeige das Heil Gottes. Alle andern Güter empfahen wir von ihm, auf daß wir solch Opfer des Lobs dafür geben. Und wo man dir einen andern Gottesdienst fürlegt, da wisse, daß es Irrtum und Trügerei ist.

Mit diesen Anweisungen sind wir aber schon mitten in den Bereich der christlichen Gnade hereinversetzt. Denn daß Gott unser Vater ist und von uns als seinen Kindern Vertrauen fordert, das wissen wir doch nur durch Christum. So meint es auch Luther, indem er gerade die Einzigkeit Gottes in der Einzigkeit Christi erkannt wissen will, durch den wir allein zum Heil unsrer Seele gelangen. Er sagt:

Also ist der rechte Gottesdienst, diesen Sohn erfassen, d. h. ihn so verehren, daß man außer ihm nichts im Himmel und auf Erden sieht und auf kein andres Ding sein Vertrauen setzt, wie es das erste Gebot befiehlt. ... Denn durch den Sohn kommt man zum Vater. Zu dem Vater kommen heißt aber nicht, mit Füßen gen Rom laufen, auch nicht, mit Flügeln gen Himmel steigen, sondern mit herzlicher Zuversicht auf ihn sich verlassen, als auf einen gnädigen Vater, wie das Vater Unser anführt. Je mehr solch Zuversicht im Herzen zunimmt, je näher wir zum Vater kommen.

2. Gottesverehrung und Götzendienst

Aus der Forderung des ersten Gebots schließt Luther aber weiter, daß, wer sie erfüllt, auch wirklich den rechten Gott hat, ja daß der rechte Gott nur derjenige ist, auf den richtig vertraut wird. So faßt er den Begriff Gottes nicht schon als etwas, was von vornherein für jeden Menschen von Natur feststeht. Sondern die christliche Erfahrung, die das Gottvertrauen gelernt hat, kennt, verehrt und hat allein den richtigen Gott. Außer ihr kennen und haben die Menschen wohl Götzen, aber nicht den wahren Gott. Aber nur wer diesen verehrt, erfüllt das erste Gebot.

Was heißt ein Gott haben, oder was ist Gott? Antwort: Ein Gott heißt das, dazu man sich versehen soll alles Guten und Zuversicht haben in allen Nöthen, also daß ein Gott haben nichts anders ist, denn ihm von Herzen trauen und glauben; wie ich oft gesagt habe, daß allein das Trauen und Glauben des Herzens macht beide, Gott und Abgott.

Ist der Glaube und Vertrauen recht, so ist auch dein Gott recht; und wiederum, wo das Vertrauen falsch und unrecht ist, da ist auch der rechte Gott nicht; denn die zwei gehören zu Hauf, Glaube und Gott. Worauf du nun dein Herz hängest und verlässest, das ist eigentlich dein Gott.

Diese Erklärung Luthers ist von einer Tiefe der Einsicht und des religiösen Verständnisses, daß man sie nicht genug beherzigen kann. Sie zeigt, daß vielfach auch in der Christenheit Götzendienst getrieben wird, wo man im Gegenteil meint, davon frei zu kommen. Und sie giebt einen so einfachen Erkenntnisgrund an die Hand, durch den wir bestimmen können, was rechte Gottseligkeit und was Götzendienst ist. Es kommt eben nur darauf an, zu erkennen, worauf jemand sein Vertrauen setzt. Dann weiß man auch, welchem Gott er dient.

Es ist mancher, der meint, er habe Gott und alles genug, wenn er Geld und Gut hat, verlässet und brüstet sich darauf so steif und sicher, daß er auf niemand nichts giebt. Siehe, dieser hat auch einen Gott, der heißt Mammon, das ist Geld und Gut, darauf er alle sein Herz setzt, welches auch der allergemeinest Abgott ist auf Erden. Wer Geld und Gut hat, der weiß sich sicher, ist fröhlich und unerschrocken, als sitze er mitten im Paradies. Und wiederum, wer keines hat, der zweifelt und zagt, als wisse er von keinem Gott. Denn man wird ihr gar wenig wissen, die gutes Muthes sein und nicht trauern noch klagen, wenn sie den Mammon nicht haben; es klebt und hänget der Natur an bis in die Gruben. Also auch, wer darauf trauet und trotzet, daß er große Kunst, Klugheit, Gewalt, Gunst, Freundschaft und Ehre hat, der hat auch einen Gott, aber nicht diesen rechten einigen Gott. Das siehest du abermal dabei, wie vermessen, sicher, stolz man ist auf solche Güter, und wie verzagt, wenn sie nicht vorhanden oder entzogen werden.

Unter demselben Gesichtspunkte beurteilt Luther den katholischen Heiligendienst seiner Zeit als Götzendienst, desgleichen die heidnischen Kulte.

Denn es ist nie kein Volk so ruchlos gewesen, das nicht einen Gottesdienst aufgerichtet und gehalten habe; da hat jedermann zum sonderlichen Gott aufgeworfen, dazu er sich Gutes, Hilfe und Trost versehen hat.

Alle diese Formen von Götzendienst sind jedoch grob und leicht verständlich. Aber gerade die feinern Arten von Abgötterei sind besonders gefährlich. Denn auch wenn man den rechten Gott auf falsche Art verehren und ihm dienen will, macht man sich ihn zum Abgott, verehrt ihn überhaupt nicht, sondern etwas andres, Selbsterwähltes. Gegen das Streben seiner Zeit, durch eigne Werke Seligkeit bei Gott zu gewinnen, hat Luther folgende Worte gerichtet:

Darüber ist auch ein falscher Gottesdienst und die höheste Abgötterei, so wir bisher getrieben haben und noch in der Welt regieret, darauf auch alle geistlichen Stände gegründet sind, welche allein das Gewissen betrifft, das da Hilfe, Trost und Seligkeit suchet in eigenen Werken, vermisset sich Gott den Himmel abzuzwingen, und rechnet, wie viel es gestiftet, gefastet, Messe gehalten hat u. s. w. Verlässet sich und pochet darauf, als wolle es nichts von ihm geschenkt nehmen, sondern selbst erwerben oder überflüssig verdienen, gerade als müßte er uns zu Dienst stehen und unser Schuldner, wir aber seine Lehensherren sein. Was ist das anders, denn aus Gott einen Götzen, ja einen Apfelgott gemacht, und sich selbst für Gott gehalten und aufgeworfen?

Diese Einsicht, daß ein derartiges Treiben Götzendienst ist, sollte ja zwar im Protestantismus als allgemein anerkannt gelten, und wirkliche Protestanten können sie auch gar nicht fahren lassen. Aber darum dürfen wir uns doch nicht über den Katholizismus erheben, als ob nicht auch in unsrer Mitte die Versuchungen zur Abgötterei noch reichlich vorhanden wären. Wenn wir Luthers Absicht recht beherzigen, werden wir vielmehr vor dem Splitter in unsers Nächsten Auge den Balken in unserm eignen zu beachten nicht vergessen. Es gilt, sich allein auf Gott und seine Hilfe zu verlassen in unserm privaten, wie auch in unserm kirchlichen Leben. „Gott sitzt im Regimente und führet alles wohl.“ Wenn wir das anerkennen und mit diesem Glauben Ernst machen, dann werden wir auch unser Wirken für Gottes Reich frei halten von der Anwendung weltlicher und irdischer Mittel und Mittelchen. Gott leitet auch unsre Kirche nach seinem Willen.

Wie kann denn nun aber Luthers Behauptung, daß das Trauen und Glauben des Herzens beide, Gott und Abgott, macht, richtig sein? Danach scheint doch jede objektive Erkenntnis Gottes ausgeschlossen, und die ganze Religion in das subjektive Belieben jedes Einzelnen gestellt zu sein? Wer diese Folgerung zieht, thut es auf seine Gefahr. Denn damit man den rechten Gott habe und verehre, will ja Luther, daß man den rechten

Glauben und das rechte Vertrauen habe. Dabei setzt er aber voraus, daß nur der Christ dieses Vertrauen haben könne. Dieses hat er jedoch nicht aus sich selbst, sondern Gott giebt ihm den Glauben, und zwar durch das Wort, das ihn zu Christo hinführt. In dessen Offenbarung kommt er allein zu Gott. Denn wenn nicht durch Christus, so kann er überhaupt nicht Gott als seinen Vater anerkennen, so hat er gar keinen Grund, in Gott denjenigen zu suchen, dessen Hilfe er sich in allen Lagen seines Lebens getrösten kann. Also hängt alles an der geschichtlichen Offenbarung Gottes in Christo. Diese muß man im Glauben ergreifen, so hat man Gott, so vertraut man ihm, so erfüllt man das erste Gebot. So erkennt man auch Christus als seinen Gott an und bekennt Christi Gottheit. Denn der Glaube ist nicht ein bloßes Fürwahrhalten von bestimmten Dogmen, sondern volles Vertrauen des Herzens. Der „Glaube, der es wagt auf Gott, wie von ihm gesagt wird, es sei im Leben oder Sterben, der macht allein einen Christenmenschen.“ Dieses ist der Glaube in Gott, wie Luther es ausdrückt. Und davon sagt er:

Drum ist das Wortlein „in“ fast wohl gesetzt und mit Fleiß wahrzunehmen, daß wir nit sagen: ich glaub Gott dem Vater, oder von dem Vater, sondern in Gott den Vater, in Jesum Christum, in den heiligen Geist; und den Glauben soll man niemand geben, denn allein Gott. Darum wird die Gottheit Jesu Christi und des heiligen Geistes damit bekannt, daß wir in Ihn gleichwie in den Vater glauben.

3. Das Wesen der Sünde und die Erfüllung des Gesetzes

Nach Luthers Lehre kommt im Leben des Christen alles darauf an, daß er zu Gott in dem rechten Verhältnis steht, nämlich wie ein Kind zu seinem Vater. Hat er diese Stellung erreicht, so hat er das erste Gebot erfüllt, dann ergiebt sich auch die Leistung aller andern Aufgaben und Pflichten des Lebens von selbst. Aus dieser Auffassung von dem Ziele des Menschen ergiebt sich nun Luthers Beurteilung der Sünde. Diese ist das Gegenteil jenes richtigen Verhaltens, sie ist Mangel an Ehrfurcht und Vertrauen und daher Feindschaft gegen Gott. Alle einzelnen Verfehlungen der sittlichen Aufgabe sind nur dadurch Sünde, daß jene verkehrte, irreligiöse Gesamtrichtung darin zu Tage tritt. Denn dem sündigen Menschen fehlt

das rechte vor Gottes Augen bestehende Urteil, er entscheidet sich in allen Dingen verkehrt gegen den Willen und das Gesetz Gottes, er erkennt und liebt Gott nicht, sondern er flieht und fürchtet ihn, ja er hält ihn nicht für Gott, d. h. für barmherzig und gütig, sondern für einen Richter und Tyrannen. . . . Denn darin besteht seine ganze Verkehrtheit, daß er sich selbst gefällt, sich selbst genießt, und in seinen Werken sich als einen Götzen anbetet. So aber verfährt überhaupt jeder, welcher sicher und ohne Gottesfurcht ist; denn wenn man ihn fürchtete, würde man nicht sicher sein und deshalb sich nicht selbst gefallen, sondern in Gott sich gefallen. . . . Wo keine Furcht ist, da ist auch keine Demut, wo keine Demut ist, da ist Hochmut, da ist aber auch Zorn und Gericht Gottes, denn Gott widerstehet den Hochmütigen.

Der Hochmut ist also die größte Sünde, weil er dem Entstehen von Gottvertrauen und Gottesfurcht am hinderlichsten ist. Denn als das Wesen der Sünde bezeichnet es Luther,

daß man Gott nicht ehret, das ist, daß man ihm nicht gläubet, trauet, fürchtet, sich ihm nicht ergiebt, ihn nicht walten läßt und einen Gott sein; in welcher Sünde wohl tief stecken die groben, äußeren Sünder, aber viel tiefer die Weisen, Heiligen, Gelehrten, Geizigen, die für die Welt und ihnen selbst fromm sind, auf ihre Werk bauen. Kürzlich: alle, die nicht auf die bloße Güte und Gnade Gottes sich ergeben und leben, sind alle ungöttlich, ob sie gleich für großer Heiligkeit Tote auferweckten, Jungfrauen und aller Tugend voll wären. Ich möcht gerne, daß man sie nennet gnadenlose oder glaublose Menschen.

Nun ist es Luthers Ueberzeugung, daß, wie die Menschen einmal sind, sie alle Sünder in diesem Sinne sind. Denn ohne die Gnade Gottes, die im Christentum gegeben wird, ist jeder Mensch in seinem Wollen und Thun im letzten Grunde durch seine Selbstsucht bestimmt und kann gar nicht zur rechten Gottesfurcht und zum Gottvertrauen gelangen. Diesen Gedanken Luthers spricht in klassischer Weise die Augsburgische Konfession aus, indem sie die Sünde der Menschen nicht nur in der Verfassung sehen will, „daß sie alle von Mutterleibe an voller böser Lust und Neigung sind,“ sondern gerade darin, daß sie „keine wahre Gottesfurcht, keinen wahren Glauben an Gott von Natur haben können.“ Aber dieser Mangel des natürlichen Menschen

wird gerade im Christentum aufgehoben. In diesem gelangt der Mensch dazu, Gottesfurcht und Gottvertrauen zu gewinnen, indem ihm durch Christus Gottes Vaterherz offenbart wird, auf dessen Gnade er sich nur in allen Dingen zu verlassen braucht, um das erste Gebot vollkommen zu erfüllen und dadurch für sein ganzes Leben die rechte Richtung zu gewinnen. Denn Luther sagt, wo die richtige Religion, d. h. Gottesfurcht und Vertrauen, vorhanden ist, ist auch das ganze Leben gerecht und heilig. Und wer Gott fürchtet, der thut gute Werke; es ist nicht zu besorgen, daß er böse thue. So wirkt die Erfüllung des ersten Gebots weiter auf die ganze Lebensführung überhaupt. Durch jene muß der Mensch erst selbst gut geworden sein, ehe er gute Werke thun kann. Denn nur ein guter Baum kann gute Früchte tragen, während ein schlechter Baum nur schlechte Früchte bringt, auch wenn sie äußerlich noch so glänzend aussehen sollten. Daraus leitet aber Luther die Folgerung ab, daß, wer das erste Gebot erfüllt, nun auch leicht alle andern Pflichten vollbringen wird.

Wo der Glaube recht ist, da folget auch die That; und je größer der Glaub, je mehr der That ist.

Denn wer wirklich Gott von Herzen vertraut, dessen Leben gestaltet sich mit innrer Notwendigkeit zu einem fortschreitenden Gottesdienst des Gehorsams gegen Gottes Willen und des Dankes für seine Gnade. Darin besteht die Kraft des Christen, auch die Erfüllung aller andern Gebote anzustreben, und wenn er auch noch viele Sünde thut, dennoch nicht die Richtung auf das Gute zu verlieren, sondern ständig besser zu werden und seinen Gnadenstand mit Gottes Hilfe immer wieder zu erneuern. So hängt also die Erfüllung der zweiten Tafel des Gesetzes von der der ersten ab, und deshalb betont Luther häufig den Vorzug dieser vor jener. Die zwei andern Gebote der ersten Tafel sind aber nur bestimmte Folgerungen aus dem ersten Gebot. In diesem ist daher für Luther die ganze Religion und das ganze Sittengesetz des Christentums zusammengeschlossen.

O R

Drei Gespräche über drei Hauptstücke des christlichen Glaubens

Schade, daß ich nicht schon in der Pfingstnummer unsern Lesern und Leserinnen von dem neuen Buche erzählen konnte. Eben in den Pfingsttagen habe ich bei seiner Lesung schöne Stunden gehabt, die ich andern auch gegönnt hätte. Es ist wieder einmal eine Erscheinung, die ich als glückverheißendes Zeichen beßrer Zeiten begrüße, nicht bahnbrechend durch die Kraft nie dagewesner Erkenntnisse oder eines die Geister zwingenden Systems, aber eine reife Frucht aus der Hand eines in der Welt des modernen Wesens und des christlichen Glaubens gleich Heimischen, das Verständnis des Heiligsten und die Verständigung der Gebildeten über das Heiligste zu fördern ganz geeignet.

Ob es ein Buch ist für jedermann? Schwerlich. Aber für die große Mehrheit unsrer Leser und Leserinnen sicherlich. Ich widerstehe nicht der Versuchung, es dem Buche „Im Kampf um die Weltanschauung“ an die Seite zu stellen, das, von wie manchem auch abgelehnt, dennoch seinen raschen siegreichen Gang durch die gebildeten Kreise des evangelischen Deutschlands gemacht hat. Es ist unserm Blatte vielfach verdacht worden, daß wir es so lebhaft begrüßten. Ganz ohne Vorbehalt und Widerspruch haben wir es nicht gethan. Aber fest steht mir noch heute die Ueberzeugung, daß es für unsre Gebildeten nur von Segen sein konnte, wenn die herzbewegenden Fragen, die sich im Ringen christlichen und modernen Wesens auf Schritt und Tritt immer wieder aufdrängen, hier in einer Sprache und mit einer rückhaltlosen Offenheit gestellt wurden, die jeder wenigstens hören und verstehen mußte. Fanden sie auch Antwort? Nun freilich eine recht subjektive und persönliche Antwort, von einem Manne, der sich uns nicht näher vorstellte, der uns nicht einmal darüber Auskunft gab, wie er denn zu seiner Lösung komme und zur Beruhigung bei dieser Lösung. Aber wenn so das Büchlein statt Lösung und Frieden manchem nur neue Fragen und Aufgaben bot — war das nicht auch ein Segen? Giebt es nicht etwas, das schlimmer ist als solche Unruhe: Trägheit

und Tod? Ich meine jenen geistlichen Tod, den man sterben kann, und wäre man im Besitze der korrektesten Ueberlieferung und im Gehorsam der stärksten Autoritäten, noch viel mehr aber unter dem Banne des gemeinen Indifferentismus.

Ein Buch voll Fragen und Antworten, ganz anders doch als jenes und, ich gestehe es, mir lieber, ist das neue, das mich seit den letzten Pfingsttagen gerade im Gedanken an unsre Leser viel bewegt hat. Der Titel ist wohl treffend, aber darin nicht glücklich, daß er die kaum anlocken wird, für die das Buch ist: Die christlichen Feste. Gespräche aus der Gegenwart, herausgegeben von Irenäus. (Berlin, Reuther. 120 S.; 1 Mk.) Um so ernster ist die Pflicht der Presse, Bahn zu schaffen.

Ein Weihnachtsgespräch, ein Ostergespräch und ein Pfingstgespräch bietet uns der „Friedensmann“ Irenäus. Dem Ostergespräch ließ er eine Beilage folgen „Aus dem Tagebuch eines Orientalisten“; sie halte ich für die Krone des Ganzen. Die Blätter stammen von einem Professor, der wesentlich durch die Versenkung in die Leidensgeschichte Jesu zu einem schlichten Glauben zurückgeführt wurde. Es ist keine gewöhnliche Bekehrungsgeschichte, oder doch nur gewöhnlich im Sinne der Glaubwürdigkeit. Lag es an meiner Stimmung, oder wird es andern auch so gehen, daß mich diese Aufzeichnungen innerlich tief ergriffen haben? Vielleicht wird es manchem zu eilig dünken, wie der Gläubiggewordne sich gleich auch mit der Lutherschen Erklärung des zweiten Artikels befreundet; ich finde es psychologisch begreiflich und notwendig. Andre wird die Mischung von Hingabe und Freiheit befremden, die eben diese letzte Niederschrift der kirchlichen Ueberlieferung entgegenbringt; ich halte das doch schließlich für den Weg, auf den ein frommer Protestant heute gewiesen ist.

Wie gern gäbe ich einen lebenswarmen Abriß von Inhalt und Art des Buches. Aber das hieße, den Lesern den Genuß verkümmern. Mir waren die Stücke alle drei spannend, daß ich so sage, wie ein Roman. Die Gesprächsform will fein gehandhabt sein, wenn sie nicht steif, unnatürlich, rein als lieber entbehrte Form wirken soll. Man wird aber hier in den lebendigsten, die Sache förderndsten Austausch wahrhaft gebildeter Menschen eingeführt und lauscht mit Vergnügen ihrer Unterhaltung. Künstlerisch wie inhaltlich am besten gelungen ist ohne Zweifel — auch abgesehen von seiner Beigabe — das Ostergespräch. Es wird manchem viel zu positiv sein, wie das Weihnachtsgespräch viel zu radikal; aber nochmals, ich finde es vortrefflich und unterschreibe es ganz und von Herzen. Im Weihnachtsgespräche treten einem die Personen nicht von vornherein so klar umrissen entgegen; daß der Theologe nicht fester und siegreicher in die Debatte eingreift und daß der Doktor, die beste Figur im Kreise, eine Zeit lang abgerufen ist, stört mich; auch bleiben mir zuletzt zu viele Fragezeichen, nicht von mir gemachte, sondern vom Verfasser gelassne. Aber wie gut und schön, wie das Nachdenken weckend, eitlen Zweifel beschämend ist doch im Grunde auch dieses Weihnachtsgespräch. Und von dem Pfingstgespräche kann ich nur sagen, daß eben dies mir das Fest innerlich recht hat mit feiern helfen.

Ich greife ein paar Sätze aus dem Ostergespräche heraus, um den Geist der Schrift den Lesern doch ein wenig näher zu bringen.

An ihm, Jesus Christus, ist mit der leibhaftigen Auferweckung von den Toten das geschehen, was für ihn in der Ordnung, das einzig Richtige war.

* * *

Die Bibel verlangt nirgends, daß man „an Wunder glaube“ — dieses Verlangen haben die Theologen erfunden, die wollen, daß man an ihre Begriffe glaube, statt an die Thaten Gottes — sondern sie preist den selig, der an Gottes Offenbarungen und Enthüllungen glaubt.

* * *

Dies blaue Rund über uns, gestickt mit Sternen, ist, so wie wir es sehen, ein Produkt unsrer optischen Organisation, und doch eine große Wirklichkeit außer uns, unendlich viel großartiger als wir mit einem Blick irgendwie ermessen können.

* * *

Trotz des großen Lessing erwiedere ich: Vernunftwahrheiten sind immer nur Säze, die sagen, daß etwas sein müsse, wenn etwas andres ist: sie sind abgekürzte Schlußfolgerungen. Was ist, sagt uns die Erfahrung. Notwendig werden die Vernunftwahrheiten nur auf Grund von Thatsachen, von Wirklichkeiten. Ob diese zufällig sind, ist ganz einerlei. Was ist, ist. Es ist darum, weil es plözlich da ist, nicht weniger vornehm, als ein immer schon Vorhandnes. Und so scheint mir die Religion das Gebiet der Wirklichkeiten zu vertreten und zu deuten, die hinter der gesamten unserm Wissen und Gewissen offen liegenden natürlichen und moralischen Welt sich befindet.

* * *

Die Wissenschaft als solche ist weder ungläubig noch gläubig — sie ist einfach nichtgläubig. . . . . . Wenn wir glauben sollen, müssen wir auch nicht glauben können.

* * *

Ein bloß individuelles Fortleben, das wäre ungefähr so, als wenn man eine Fliege unter eine Luftpumpe sezte. Der Gegensatz dazu ist das Fortleben, das uns das Christentum verspricht, ein Fortleben in engrer und höhrer Verbindung mit vielen.

* * *

Dietrich: Mir ist das immer als ein Vorzug des Katholizismus vor dem Protestantismus erschienen, daß er eine so bis ins einzelne ausgeführte Eschatologie hat. Der Katholik weiß genau darüber Bescheid, was ihm im Jenseits wird, werden muß.

Professor: Christus scheint für seine Jünger etwas andres im Sinne gehabt zu haben, indem er das Meiste im Dunkeln ließ.

* * *

Aber sind die „Gläubigen" nicht die vollkommensten Exemplare der Gattung Christenmensch?

Dietrich: Was man so vollkommen nennt. Sie sind doch nicht die besten Menschen.

Professor: Aber sie möchten doch gern die besten werden.

Dietrich: Das ist wahr.

Professor: Und nicht das, was einer ist, sondern was er sein will, wonach er strebt, — das ist das Vornehmste an einem.

* * *

Ich könnte Ihnen wohl sagen, was mir für Sie das Haupthindernis eines reichren Glaubens an Christum zu sein scheint.

Dietrich: Das wäre?

Professor: Sie sind noch nicht vertraut genug mit dem historischen Christus.

* * *

Ich denke, das wird genügen, um das Verlangen nach dem Buche bei denen zu wecken, für die es geschrieben ist.

Ob die Gespräche wirklich geführt sind? Ob solche überhaupt geführt werden? Um der zweiten Frage willen bejahte man gern die erste. Wenn doch an Stelle des liebenswürdigen Geschwätzes, an dem auch unsre bessre Gesellschaft sich in der Regel genügen läßt, nicht immer, aber doch öfter solch eindringendes Gespräch über die heiligen Gegenstände unsers Glaubens und Hoffens träte! Wenn wenigstens im kleinen trauten Familien- und Freundeskreise öfter die Herzen dazu gestimmt und die Geister dafür geschärft wären! Ich habe solche Stunden in dankbarer Erinnerung, aber wie selten waren sie, wie selten vollkommen! Alle Ehrfurcht vor dem keuschen Sinn, der das innre religiöse Leben nicht gern dem Blick und Urteil des andern preisgiebt; aber wie müßte sich das Reich Gottes unter uns ausbreiten, wenn es einen regren vertrauten Austausch der Zweifelnden und Gewissen, Suchenden und Besitzenden gäbe? Wie viel reicher würde unser häuslicher und gesellschaftlicher Verkehr dann sein?

Vielleicht giebt unser Gesprächsbüchlein den Anlaß zu manchen solchen gesegneten Unterhaltungen. R

Heinrich IV. in Canossa

Uebersicht: 1. Die treibenden Kräfte in der Geschichte der Völker; 2. Der Pontifikat Gregors VII.; 3. Deutschland beim Regierungsantritte Heinrichs IV.; 4. Verstimmungen zwischen Heinrich und Gregor; 5. Worms und Rom, der Bruch zwischen Königtum und Papsttum; 6. Vaterlandsloser Ultramontanismus auf deutschen Fürstenthronen; 7. Lage und Aussichten des Königs; 8. Heinrich als Büßender in Canossa; 9. Das Gottesurteil der Abendmahlsprobe; 10. der Sieger von Canossa.

1. Die treibenden Kräfte in der Geschichte der Völker

Wenn ein gewaltiger, starker Stamm zusammenbricht, der wetterfest und trotzig gen Himmel ragte und erhaben schien über dem Wechsel der Zeiten, dann sehen wir wohl den Riesen am Boden liegen, aber sehen nicht, wann der nagende Wurm sein Zerstörungswerk begonnen. Oder unser Auge verweilt voll Entzücken auf einer lieblichen Blume, und wir staunen das Wunder der Natur an. Wollten wir aber fragen nach ihrem Werden, wann die Wurzeln die volle Lebenskraft erlangt, welche Gefahren und Bedrängnisse sie beengt haben — die duftenden Farben sagen es uns nicht; sie schweigen von dem geheimnisvollen Leben im Schoße der Erde.

Wir sehen dort den Tod, hier das Leben als fertige Ergebnisse; die entscheidenden Wendepunkte in der Entwicklung beider sind uns verborgen.

Oder wir betrachten ein Menschenleben. Es liegt vor uns wie ein aufgeschlagnes Buch — so meinen wir. Aber kann die sorgfältigste psychologische Untersuchung sicher sein, die Rätsel einer Menschenseele zu lösen? Ein Wort hat sich vielleicht in das Herz hineingesenkt als ein Stachel, der sich eingräbt, tiefer und tiefer; das junge Leben hat es bewahrt vor raschem Verblühen. Aber wer hat dieses Wort vernommen? Vielleicht hat nicht einmal der Redende den Eindruck bemerkt, denn das Auge des Hörenden ist nicht immer der Spiegel der Seele. In unsrer Blindheit gegenüber dem, was im letzten Grunde das Entscheidende in einer Persönlichkeit ist, weisen wir dann den äußern Schicksalen eine Bedeutung zu, die sie vielleicht garnicht haben. Wir erklären die Abschnitte in der Entwicklung, welche die Natur vorzeichnet, den Uebergang vom Knaben zum Jüngling, zum Mann für wichtige Wendepunkte — ein wohlfeiles Schema! Oder wir erheben die Fortschritte in der gesellschaftlichen Stellung soweit, sie gewissermaßen als die Meilensteine zu betrachten, die den Fortgang auch des innern Lebens ankündigen.

Man rühmt es mit Recht als einen Vorzug der Geschichte, daß sie durch Einführung in die Vergangenheit das Verständnis der Gegenwart vermittelt. Ebenso sollen unsre gesamten Lebenserfahrungen aber auch wiederum unsrer Geschichtsbetrachtung zu gute kommen. Beobachtungen, wie die eben genannten, sind geeignet, sie in manchen Beziehungen zu berichtigen.

In der Geschichte einzelner Völker wie der ganzen Menschheit fesseln meist die großen politischen Katastrophen das Interesse. Krieg eröffnet der aufstrebenden Macht den Weg, mit dem Blut ihrer Söhne sühnt sie später die Hoffnung, hier auf Erden eine bleibende Stätte gesucht zu haben. In dem rastlosen Kommen und Gehen der Völker, in dem ergreifenden Wechsel zwischen Aufsteigen zu berauschender Höhe und jähem Absturz sind blutige Auseinandersetzungen die Schlußeffekte der einzelnen Akte in der Tragödie weltgeschichtlicher Entwicklung.

Aber wenn auch unser Herz vielleicht in solchen Kämpfen den Gegenstand heiligster Erinnerungen sieht, wenn auch patriotische Begeisterung die Ruhmesthaten feiert, die segensreichen Früchte preist, welche die Todessaat hervorgebracht — die Kämpfe selbst sind doch zumeist nur Wirkungen von Ursachen, die ganz andern Gebieten angehören als dem politischen.

Ueberschaut man von hoher Warte den Gang der Weltgeschichte, dann sieht das Auge, wenn es sich an das unruhige Gewirr von Völkern, an das Getöse der unaufhörlichen Bewegung gewöhnt hat, gewisse Hauptlinien, die das Chaos durchziehen, bald gerade, bald gekrümmt; hier weit von einander getrennt, dort sich kreuzend in unlösbaren Verschlingungen.

Diese Linien, diese treibenden Kräfte in der Menschheitsgeschichte sind Ideen und Ideale; sie haben die Welt regiert und werden sie regieren, so lange sie besteht. Sie werden wohl von kriegerischen Verwicklungen umrahmt und begleitet; aber diese sind doch gleichsam nur der Tribut, den eine Wahrheit der irdischen Welt zollt. Auf Erden kann sie nicht ins Leben treten, ohne von der Unvollkommenheit der Erde berührt zu werden.

Das Christentum, in seiner ersten Erscheinungsform ein Gegenstand der Verachtung, hat Staaten und Völker zu Fall gebracht und erhoben, das gesamte Kulturleben verändert; der Islam ist ihm in diesem weltumfassenden Einflusse gefolgt. Und wie Gesamtanschauungen, so wirken einzelne Ideen. Was für Stürme hat die Forderung der Gewissensfreiheit, die Forderung des Rechts, auf eigne Gefahr auch irren zu können,

entfesselt! Welche Wirkungen hat sie gehabt, wie viel Kriege ihre Durchführung hervorgebracht seit dem Tage, da in Worms Mittelalter und Neuzeit als zwei grundsätzlich verschiedne Weltanschauungen zum ersten Male feindlich sich berührten? Und nun gar das Ideal politischer Freiheit! Es hat die Völker zum Taumel fortgerissen, hat die Leidenschaften aufgewühlt bis auf den tiefsten Grund, bis die Ueberkraft dieser Bewegung sich in gewaltigen Ausbrüchen entlud. Unser französischer Nachbar begeht dieses Jahr die Säkularfeier einer solchen.

Politische Ereignisse, soweit sie irgend auf allgemeinres, nicht bloß begrenzt nationales Interesse Anspruch erheben, werden stets die unmittelbaren oder mittelbaren Wirkungen solcher Geistesbewegungen sein. Es gilt, sie als Ergebnis von Entwicklungen zu verstehn.

Ereignisse ersten Ranges in der Neuzeit sind die Unfehlbarkeitserklärung des Papstes und die Schöpfung des deutschen Kaisertums. Am 18. Juli 1870 verkündigte Pius IX. der Christenheit, daß der Glaube an seine Unfehlbarkeit fortan Bedingung der Seligkeit sei — was lag ihm auch an den gebrochnen Herzen edler Bischöfe, was kümmerten ihn auch Einwürfe der Schrift, der Geschichte, der Vernunft? Am 19. Juli begann es im Norden der Alpen sich zu regen. Der Kriegsruf erscholl durch unser Vaterland und die Heeressäulen wälzten sich nach Westen. Hier erstand das Kaisertum, eine Schöpfung des Geistes, der von Unterwerfung unter Rom nichts wissen will, der sich frei weiß von Rom, weil gebunden durch Christus.

Die Apotheose des Papsttums und die Proklamation des protestantischen Kaisertums, fast stoßen sie zusammen — getrennt nur durch wenige Monate; beide nicht durch Laune oder Zufall entstanden, sondern eine lang erwartete Frucht: die erstre die offizielle Anerkennung eines lang umstrittnen Systems, die Krönung eines Gebäudes, dessen Fundamente vor mehr als tausend Jahren gelegt worden; die zweite die Verwirklichung des deutschen Einheitstraumes, die Erfüllung der Sehnsucht der Edelsten unsers Volkes.

Da wandelt sich dem Papsttum, das, auf der Höhe seiner Macht angelangt, im Besitze seiner Machtfülle schwelgt, sein Sieg in eine Niederlage. Die Erfolge des verhaßten deutschen Volkes über das katholische Frankreich wirken auf Italien: der Kirchenstaat stürzt zusammen. Ein Sieger, schon geschmückt mit dem Lorbeer des Triumphators, um die Früchte seines Sieges gebracht durch einen Gegner, der in den Staub gedemütigt werden sollte — dieses Schauspiel zeigt mit gleicher Rollenverteilung auch schon das elfte Jahrhundert.

2. Der Pontifikat Gregors VII. (1073—1085)

Die epochemachende Bedeutung Gregors VII. für die Geschichte des Papsttums liegt nicht in der Originalität der von ihm erstrebten Ziele. Bereits seine großen Vorgänger standen unter dem Zauber des Ideals, die Geschicke der Menschheit an das Machtwort Roms zu knüpfen. Aber die Schwäche der Nachfolger und die Ungunst der Verhältnisse gewährte auch den glänzendsten Erfolgen kluger Kirchenpolitik nur eine kurze Lebensdauer.

Wenn nun Gregor aus der Ueberzeugung von der göttlichen Stiftung des römischen Primats und aus der Zuversicht, daß die Kirche das Reich Gottes sei, d. h. daß die Grenzen der Hierarchie den Umfang des Christentums bestimmen, den Beweggrund entnahm, die Notwendigkeit einer Herrschaft der Kirche über den Staat auf das schroffste und in dem weitesten Umfange auszusprechen, so bewegte er sich noch in der Linie eines Leo (440—461) und Nikolaus (858—867). Und doch kommt auch Gregor in gewissem Sinne Neuheit zu — wenn nämlich der Begriff Neuheit nicht nur da angewendet wird, wo es sich um etwas bisher überhaupt Nochnichtdagewesnes handelt, sondern auch in dem Falle, wo längst vorhandne Faktoren in andersartiger Verknüpfung uns entgegentreten als vordem.

Jedes von gewaltigen Erregungen erfüllte Zeitalter findet in einem Schlagworte treffenden Ausdruck. Gregor fand das Losungswort des elften Jahrhunderts: Freiheit der Kirche! Mit diesem Worte hat er die Massen gefesselt. Organ und Vertreter der Kirche war der Klerus: er soll frei werden vom Staat — drum keine Investitur! Er soll frei werden von allem, was bindet, was die Thatkraft hemmen könnte — drum keine Ehe der Priester! Der Klerus gipfelt in dem römischen Bischof als seinem Haupte — drum Unterwerfung der Geistlichkeit, insonderheit der Bischöfe, unter den Papst!

Gregor stand nicht allein. Seine langjährige diplomatische Thätigkeit setzte ihn in stand, gleich bei Beginn seiner Regierung 1073 wertvolle Verbindungen anzuknüpfen. Es gelang ihm, die Normannen in Unteritalien dauernd an sich zu ketten. Sie vereinigten mit einer ausgebildeten Ländergier eine lebhafte Begeisterung für die kirchlichen Reformpläne. Letztres gilt in noch höhrem Grade auch von der Herzogin Beatrix von Tuscien und ihrer Tochter Mathilde. Das unbedingte Vertrauen dieser frommen Damen auf Gregor als Seelsorger stellte Gregor dem Politiker erhebliche finanzielle und militärische Machtmittel zur Verfügung. Dazu kam die Patarenische Bewegung im obern Italien, die cluniazensische in Frankreich. Auch am Rhein und im südwestlichen Deutschland faßte sie Wurzel. Das Kloster Hirschau wurde ein Mittelpunkt gregorianischer Propaganda.

Gestützt auf diese Verbindungen fand er zur Verwirklichung seiner Pläne auch die geeigneten Mittel. Seine Fastensynoden gewinnen die Bedeutung ökumenischer Versammlungen; seine Legaten wirken mit der rücksichtslosen Energie ihres Auftraggebers oder üben die Kunst, durch Reden Gedanken zu verbergen; mit der Meisterschaft eines Volksverführers weiß er der Laienwelt eine Erregung einzuflößen, der die „simonistische“ und „nikolaitische“ Ketzerei als leichte Beute anheimfällt.

Aber das kirchenpolitische System Gregors, am klarsten ausgesprochen in den Briefen an Hermann von Metz, fand Widerspruch. Von einer allgemeinen Anerkennung dieser extrem kurialistischen Bestrebungen war schlechterdings keine Rede. Im Schoße des römischen Klerus bestand eine Gegenpartei; der Kardinal Hugo Candidus, als Intrigant und Agitator mit Recht gefürchtet, gehörte zu ihr. Daneben erhoben die anticluniacensischen Parteiungen des römischen Stadtadels kühn ihr Haupt. Und nun gar die lombardischen und deutschen Bischöfe! In ihrer Mitte lebte ein kräftig entwickelter Sinn für bischöfliche, beziehungsweise auch für nationalkirchliche Unabhängigkeit, und Macht wie Einfluß gewährten die Möglichkeit, diese Gesinnung in die Praxis umzusetzen.

Den gefährlichsten Gegner aber fand Gregor in Heinrich IV. von Deutschland.

3. Deutschland beim Regierungsantritt Heinrichs IV. (1056—1106)

Als der Mann, der auf dem Tage zu Sutri (1046) die Kirche gerettet, Heinrich III. die Augen schloß, begann für unser Vaterland eine Zeit traurigster Verwirrung, bedeutungsvoller Veränderungen auf allen Gebieten des Lebens. Daß Kaisertum und Papsttum die enge Verbindung lösten und zu einem Waffengang auf Tod und Leben sich rüsteten, war nicht nur ein Streit, der über den Machtbereich dieser beiden Gewalten entschied, sondern zugleich der Anlaß zu tiefgehenden religiösen Kämpfen. Wo sollte man die Wahrheit suchen, wenn die Kirche in zwei Lager sich spaltete, wenn ein Teil den andern verfluchte? Wo war eine Erbauung möglich, wenn alle Religiosität an die sakramentalen Institute gebunden war und dabei über die Wirkungskräftigkeit der heiligen Handlungen gestritten wurde, als seien sie hinfällig, wenn der Spendende gegen kirchliche Entscheidungen sich aufgelehnt?!

Noch ein Weitres kommt hier in Betracht. Das Zeitalter Gregors VII. wird durch die kirchenpolitischen Kämpfe und die damit in engster Verbindung stehenden Fragen in seiner Eigentümlichkeit keineswegs erschöpfend gezeichnet. Wir müssen hinzufügen, daß eben damals, um ein Wort von Nitzsch zu gebrauchen, „alle Kräfte unsrer Verfassung und Kultur wie in einer gewaltigen Naturbewegung sich gegenübertraten.“ Die gesamten wirtschaftlichen Verhältnisse erfuhren einen Umschwung. Das Königtum strebte seit Konrad II. (1024—1039) fortschreitend auf eine wirtschaftliche Befreiung von den kirchlichen Gewalten hin, und in dem gleichen Maße wie diese gelang, stieg der

Einfluß des königlichen Verwaltungspersonals. Die Bevorzugung der Ministerialen, das Hineinziehen dieser „Leute niedern Standes" in die nächste Umgebung des Königs (was die Klagen über den König fortan als ständigen Vorwurf durchzieht) bedeutete eine Verschiebung der Machtverhältnisse zu Ungunsten der Bischöfe und der Fürsten. Daneben erscheint als ein ganz neuer Bestandteil des öffentlichen Lebens nun auch das Bürgertum der Städte. Die nachdrückliche Unterstützung, die es dem Königtum in den Verwicklungen der folgenden Jahre gewährte, eröffnete ihm die Möglichkeit eines Selbständigkeitsstrebens im Gegensatz zur bischöflichen Macht.

Als Heinrich IV. die Regierung übernahm (1065), war er arm. Die Reichsabteien, aus denen der König seine Haupteinkünfte entnahm, waren verschleudert. Heinrich mußte also auf die Erschließung neuer Geldquellen bedacht sein. Dieser Versuch mußte sich aber notwendig zu einer Beengung und Verkürzung derjenigen gestalten, welche die Zeit seiner Minderjährigkeit zum Nachteil des Königtums ausgenutzt hatten, d. h. der Fürsten und Bischöfe. Der Versuch, finanziell selbständig zu werden, führte zum Streit mit diesen, aber zugleich auch noch mit einer andern Macht. Als Einnahmequelle bot sich nämlich auch die Investitur dar, d. h. die Uebertragung geistlicher Stellen, die von der Bekleidung des Bewerbers mit den Zeichen seines Amts und seiner Würde diesen Namen empfing. C M

Gustav Werner und die Grenzen des Gottvertrauens

Gustav Werners Leben und Wirken, nach meist ungedruckten Quellen dargestellt von Dr. ph. Wurster. Mit einem Bilde Werners. 463 Seiten, Reutlingen, 1888

Unsre Leser kennen bereits aus zwei Aufsätzen (1887, Nr. 35; 1888, Nr. 1) die zugleich sachliche und pietätvolle Art, in der der Pflegesohn Gustav Werners seines ehrwürdigen Helden gedenkt; das Wesentlichste über den vielumstrittnen schwäbischen Vorkämpfer eines praktischen Sozialismus auf Grund christlicher Liebe ist dort bereits gesagt. Wollten wir in Einzelheiten Neues zu bieten suchen, so würden wir nur dem Leser allzusehr vorgreifen und doch den Gesamteindruck nicht erzielen, den die Lektüre der Wursterschen Biographie Werners bei uns hinterlassen hat. Sie ist auf jeden Fall sehr wert, gelesen zu werden, und bietet Stoff für den Theologen und Sozialpolitiker, wie ebenso für den schlichten Christen, der sich gern an dem Ringen und Siegen einer eigenartigen frommen Seele erquickt.

Das, was uns nahe liegt, ist, im Anschluß an die Biographie Werners eine prinzipielle Frage zu berühren. Wir thun es, um zu größrer Klarheit zu helfen; in aller der Ehrfurcht, die wir einem solchen Entschlafnen wie Gustav Werner von Herzen zollen. Es handelt sich darum: Wie weit ist das eigentümliche Gottvertrauen, das christliche Liebeswerke ohne weitres zu Gottes Werken macht, berechtigt?

Wenn ein Kaufmann mit unzureichenden Mitteln ein Geschäft anfängt, so wird er nicht zu Gott sprechen: Es ist, Herr, deine Sache und dein Werk; und wenn er dann Bankbruch erleidet, so wird er nicht sagen: Das ist Gottes Zorn; sondern er wird den Gang seines Geschäftes als eine natürliche Begebenheit auffassen, mit der Gott nicht mehr zu thun hat als mit jeder andern Angelegenheit in seinem Weltregimente, und wird darum im geschäftlichen Glück und Unglück ein in seinem Glauben frohes, im tiefsten Grunde unerschüttertes Gotteskind bleiben können. Sein Gottvertrauen ist nicht vermengt mit dem Vertrauen auf die Zukunft seines irdischen Unternehmens.

Sehr anders haben von den Tagen August Hermann Frankes bis in unsre Zeit viele Begründer christlicher Anstalten und Unternehmungen ihr Verhältnis zu Gott angesehn und dargestellt. Sie sahen sich nur als Gottes Werkführer an, von ihm berufen und begnadigt, gestützt und bereichert. Ihre Anstalten waren ihnen Gotteswerke. Darum forderten sie insbesondere dann, wenn Zeiten des bittren Mangels eintraten, Gott auf, doch sein eigen Werk nicht zu verlassen. Ihr Gottvertrauen war Vertrauen auf Bestand ihrer Lebensarbeit.

So stand auch Gustav Werner inmitten seiner etwa zwanzig Anstalten und der 1748 von ihm ernährten und beschäftigten Personen (1862). Er schreibt:

Der Geist Gottes hat das Werk ins Leben gerufen und bis hierher gebracht. . . . . . Es ist mir lieb, daß dasselbe völlig auf den Glaubensgrund gestellt wird; es wäre sonst kein göttliches Werk.

In solcher Ueberzeugung wartet er in den langen schweren Jahren vor dem Bankrott, in jener „Kur, die Mark und Bein durchdringt," unaufhörlich auf die wunderbare Hilfe Gottes. Am ersten April 1860 hatte er einmal eine Woche ohne Wechselprotest durchlebt. Da heißt es:

In meiner tiefen Angst muß ich manchmal ein Zeichen bekommen, daß der Herr ein Vater sei und unser Gott — der rechte sei.

Aehnlich am 27. Januar 1861:

Die Hofbank ließ protestiren. Das ist mir ein harter Schlag. Ich muß ernstlich fragen: Ist ein persönlicher Gott und Vater? Wir müssen diese große Frage praktisch lösen.

Also: Gott erweist sich als persönlich und väterlich durch Erhalten gerade des Wernerschen Anstaltenkomplexes.

Zu einer derartigen Glaubensstellung hatte vielerlei beigetragen. Seine Anstalten waren besonders in ihren ersten Anfängen aus harter Not und großem Bedürfnis herausgewachsen. Er hatte einzelne ganz überraschende Erfahrungen von gnädiger Durchhilfe gemacht, so an jenem Tage, wo er zur ersten Anzahlung für die Reutlinger Papierfabrik 4000 Gulden brauchte und wirklich rechtzeitig erhielt. „Nachdem er (Gott) uns soweit gebracht, kann er uns nicht verlassen." Das ganze Werk war Liebesarbeit, darum nach Gottes Wunsch, oder „habe ich dich mißverstanden, wenn ich deine Armen versorgen wollte?"

Das sind alles innre Beweggründe, die ähnlich bei fast jedem barmherzigen Unternehmen wiederkehren. Eigentümlich für die Wernerschen Anstalten sind nun die Gedanken, daß diese mit christlicher Liebe erfüllten Fabriken, daß die christlich kommunistische Gemeinschaft der Hausgenossen vorbildlich sei für die Zukunftsgestaltung der Menschheit.

Wenn alle Gewerbe in unserm Kreise vertreten und durch die Gerechtigkeit geordnet sind, wenn wir für alle Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft die entsprechende Ordnung hergestellt haben, kann unser Haus die rettende Arche werden, so wie eine Stadt auf dem Berge, deren Licht hinausleuchtet und die Menschen zu bewegen vermag, den alten Grundsätzen des Eigennutzes und der Genußsucht zu entsagen und den höhern der Liebe und Gerechtigkeit sich unterzuordnen.

In solchem Sinne sagte Werner bei Einweihung der Dettinger Papierfabrik:

Zur Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden ist abermals ein bedeutender Schritt geschehen.

oder Pfingsten 1860:

Die Aufgabe unsrer Gemeinde ist von weltgeschichtlicher Bedeutung. . . . In der Großindustrie liegt der Schlüssel der Weltherrschaft; darum muß sie für Christus erkämpft werden.

Als Leiter einer Gemeinschaft von solcher einzigartigen Bedeutung mußte sich Werner bei aller Demut als ein Verwirklicher göttlicher Pläne im besondern ansehen. Desto gewaltiger mußte ihn der finanzielle Ruin seiner Anstalten treffen. Zeitweise ist es ihm nach den vorliegenden Dokumenten gewesen, als wäre es doch Gottes Pflicht gewesen, zu helfen, da er ihm vertraut habe. Aber so fragen wir: War er zu seinem besonders gearteten Gottvertrauen berechtigt?

Setzen wir den Fall: der wohlmeinende Pastor eines abgelegnen, blutarmen Dorfes sagte sich, seinen darbenden Gemeindegliedern könnte geholfen werden, wenn sie eine Fabrik am Orte hätten. Je länger er nachdenkt, desto mehr erscheint ihm die Fabrik als Gotteswerk. Er legt die Hand ans Werk und spricht: Gott ist mit uns, es muß gehen! Das ist der Weg zu herber Enttäuschung. Er vergaß, was Lukas 14, 28—30 von dem steht, der einen Turm bauen wollte und nicht bedachte, ob er es hätte hinauszuführen.

So ungerüstet wie dieser beispielsweise vorausgesetzte Dorfpastor ging nun Werner nicht an sein Vorhaben. Er hatte auch noch außer dem Glauben und der Liebe Eigenschaften, die ihn hervorragend befähigten, ein Anstaltsgründer zu werden. Zuerst gehört hierher seine unermüdliche, eiserne Natur, dann sein anschlägiger Sinn, der die verschiedensten Zwecke zu kombiniren wußte, ferner seine wunderbare Gabe, Menschenherzen an sich

und seine Pläne zu ketten, und nicht am wenigsten seine reiche Erfahrung in allerlei Formen des Helfens.

Aber allerdings neben diesen Eigenschaften stehen — wir urteilen nur nach den Eindrücken, die wir durch das Wurstersche Buch empfangen haben — andre Eigenschaften oder vielmehr Mängel an solchen, die ihn minder geeignet erscheinen lassen, ein Anstaltsleben allein zu leiten, das noch größer und verzweigter war, als heute die nicht so sehr auf eines Mannes alleinige Leitung angewiesnen von Bodelschwinghschen Anstalten. Werner bekannte selbst von sich, daß er einen „unruhigen Kopf“ habe. Als er, noch als Vikar in Walddorf, von seinen Mädchen ein Paar Strümpfe und zwei Hauben verkauft hatte, dachte er: Ich möchte meine Mädchen gewöhnen, allerlei Strickarbeit auf den Markt bis in die Schweiz und nach Amerika zu liefern. Es war nicht seine Gabe, mit festen Gesetzen und Ordnungen zu regieren; er beschien Groß und Klein mit seiner warmen Liebe und ließ sie mehr von selber wachsen und werden. Offen sagt er: Organisiren ist nicht meine Sache. Wie aber kann ein Mann, den Gott nicht gerade in erster Linie zum Organisator gemacht hat, zwanzig Anstalten gleichzeitig regieren?

In nicht viel mehr als sechs Jahren kaufte er seine sämtlichen Nebenanstalten, im wesentlichen ohne Kapital. Nun ist es mit dem Kapital bei barmherzigen Anstalten eine eigne Sache. Das Hauptkapital ist die Freigebigkeit christlicher Freunde. Dieses Kapital kann mit vergrößerten Unternehmungen wachsen, es muß aber nicht. Meist ist auch die Begeisterung zum Geben anfangs größer als späterhin. Mit diesen „Kapitalverhältnissen“ muß der Anstaltsgründer und Leiter so genau als irgend möglich rechnen. Wie es scheint, hat Werner seine lieben Freunde wiederholt weit überschätzt.

So ergeben sich im Aufbau der Wernerschen Anstalten eine Reihe Mängel, die natürlich nachträglich leichter zu entdecken sind als vorher, die auch bei ihrer persönlichen Natur wenigstens anfangs dem Leiter selbst leicht verborgen blieben. Sie waren stark genug, schließlich den Tag des Zusammenbruchs herbeizuführen. Hierbei von besonderm Verwerfen der guten Sache seitens Gottes zu reden, wäre sicher unberechtigt. Gott ließ nur den verschiednen Kräften ihren Lauf, wie er es tausendfach thut, jedem andern Liebeswerke zur Lehre, nicht in einer falschen Ueberschwänglichkeit Gott so zu vertrauen, daß man menschlich angesehen zu wenig Vorsicht anwendet. Das meinte Schäffle, der bekannte Sozialpolitiker, wenn er bei Gelegenheit der Landtagsverhandlungen über eine Unterstützung zur Erhaltung der Wernerschen Anstalten äußerte:

> Auch das anerkennenswerteste Gottvertrauen kann eine gute Buchführung nicht ersetzen.

Zum Schluß sei darauf hingewiesen, daß es nicht leicht eine bessre Stärkung der christlichen Unermüdlichkeit, ein bessres Lehrbuch für stetige Thatbereitschaft geben wird als die Lebensbeschreibung des Mannes, der als seine Losung aussprach: Was nicht zur That wird, hat keinen Wert. F N

Lasserres Evangelienübersetzung

Die tragische Geschichte eines bedeutsamen Werkes

Uebersicht: 1. Die Vorgeschichte des Verfassers; 2. Entstehung der Evangelienübersetzung; 3. Die Aufnahme der Uebersetzung und der päpstliche Segen; 4. Der päpstliche Bann; 5. Das Ende

In der Geschichte des modernen Katholizismus giebt es schwerlich etwas so Wehmütiges, Ergreifendes und Belehrendes zugleich, als die Geschichte von Lasserres Evangelienübersetzung, eine Geschichte, auf die vor mehr als Jahresfrist der englische Geistliche Dr. Wright aufmerksam gemacht hat,*) und die auch heute noch bei uns der Beachtung wert ist. Sie ist eine vollständige Tragödie: denn über dieses Buch hat fast binnen Jahresfrist derselbe Papst den Segen und den

*) Unser Bericht lehnt sich im wesentlichen an Dr. Wright, The power behind the Pope, Contemporary Review, May 1888, selbständig mit Uebersetzung des Lasserreschen Vorworts: London 1888.

Bann gesprochen. Lassen wir darüber die verbürgten Thatsachen reden. Eines Kommentars bedürfen sie nicht.

1. Die Vorgeschichte des Verfassers

Henri Lasserre, aus einer frommen Familie der Bourgogne stammend, ist in Frankreich zuerst durch seine Verherrlichung des Wunders von Lourdes am weitesten berühmt geworden. Er war schon vorher nicht unbekannt. Anfang der sechziger Jahre hatte er einen bedeutenden Einfluß auf des Papstes freundliche Stellung zu Polen ausgeübt und gleich nachher mit vielem Erfolge auf Renans Leben Jesu mit einer Gegenschrift geantwortet. Seinen größten Erfolg als Schriftsteller aber gewann er durch sein Buch: Notre Dame de Lourdes. Von Augenkrankheit befallen, ist er dem Rate seines Freundes Freycinet, des jetzigen Ministers, gefolgt und hat in Lourdes Heilung gesucht. Als er sie gefunden, hat er in seiner Dankbarkeit mit glühenden Worten die heilige Jungfrau von Lourdes gepriesen und die Geschichte von ihrer Begegnung mit Bernadette von Lourdes seinem Volke erzählt. Er hat durch sein Buch, das 28 Auflagen in fünf Jahren erlebte, Lourdes erst recht zu dem gemacht, was es ist — ein treuer, begeisterter und verdienstvoller Sohn seiner Kirche.

2. Entstehung der Evangelienübersetzung

Lasserre stößt eines Tages auf die Evangelien der Heiligen Schrift. Von ihrem Inhalt überwältigt, hat er den dringenden Wunsch, seinem Volke diese heiligen Geschichten in seiner eignen Sprache wiederzugeben, auch bei diesem Wunsche ein treuer Sohn seiner Kirche. Hören wir die bedeutsamsten Stücke seiner Vorrede:

> Sehr oft haben wir bedeutende Männer, Priester von hohem Verdienst und großem Eifer, in unsrer Gegenwart reden hören von einer bekannten und allgemeinen Thatsache, einer Thatsache, die an sich etwas ganz Seltsames und auf den ersten Blick Unbegreifliches hat und in der jene Männer den Grund für gewisse Irrungen bei vielen Gläubigen und den Hauptgrund für die Abnahme des christlichen Geistes erblickten:
>
> „Das Buch aller Bücher,“ sagten sie, „das Buch, dessen Lehre das Angesicht der Erde verwandelt hat, das Buch, das man überall findet und jeden Tag anführt, das Buch, das Gott mit zum Fundament der Kirche gesetzt, das Evangelium: thatsächlich wirds sehr selten gelesen, selbst von denen, die sich selbst für eifrige Katholiken ausgeben; von der Menge der Gläubigen aber gar nicht.“
>
> Ach, nichts ist wahrer. . . .
>
> Wir glauben keineswegs zu übertreiben, wenn wir annehmen, daß durchschnittlich vielleicht nicht mehr als drei Gläubige in einem Kirchspiel eine genauere Bekanntschaft mit dem Evangelium besitzen (nämlich als Perikopen und Andachtsbücher und Predigten geben) und die vollständige Geschichte des Gottmenschen in ihrer harmonischen Einheit und vierfältigen Gestalt nach den Evangelisten ernstlich verfolgt und studirt haben. Welch erschrecklicher, welch beklagenswerter Widerspruch: das Evangelium, immer noch das berühmteste Buch der Welt, ein unbekanntes Buch geworden.
>
> Wie ist diese völlig seltsame Erscheinung zu erklären? . . In der Vergangenheit hat diese Thatsache ihre Wurzel nicht. . . Von Tertullian bis zum heiligen Bernhard haben alle Väter der Kirche allen Christen, die lesen konnten, die persönliche Bekanntschaft wenigstens mit dem Evangelium empfohlen, als für alle Völker der Erde geschrieben, für alle Rassen, für alle Zeiten. Keinem dieser großen Männer, keinem dieser Heiligen sind die Dunkelheiten und Schwierigkeiten, die sich ab und zu in dem himmlischen Buche finden, ein genügender Grund gewesen, irgend eine Seele des großen Segens zu berauben, den sie von einer unmittelbaren Berührung mit den wirklichen Worten unsers Herrn, mit dem heiligenden Bilde seines Lebens hienieden sollten gewinnen dürfen.
>
> „Warum sollte der heilige Geist,“ sagt St. Chrysostomus, „zum Schreiben der Evangelien die Feder von Zöllnern, Fischern und schlichten Handwerksleuten genommen haben, von armen, ungelehrten, ununterrichteten Leuten, hätte er nicht das offenbare Ziel verfolgt, dies Buch für den Einfältigsten verständlich zu machen?“ . . . . „Die Evangelien,“ so wiederholen die Kirchenväter fort und fort, „sind geschrieben, um von jedem Gläubigen daheim gelesen, im Tempel von den Dienern Gottes erklärt und erläutert, im Notfall endgiltig von der obersten Autorität der katholischen Kirche ausgelegt zu werden.“
>
> Im sechzehnten Jahrhundert hat der Protestantismus versucht, diese Theorie zu zerstören. Mit Zurückweisung jedes höhren Spruches hat er ganz einfach ausgesprochen, daß er die endgiltige Auslegung von Gottes Wort der Willkür des Einzelnen und der Phantasie jedes Lesers Preis gäbe.
>
> Eben als die Kirche und die Natur der Dinge eine fruchtbringende Freiheit geschaffen, doch unter Leitung und Billigung einer schützenden

Macht, setzten die Neuerer die Willkür auf den Thron und öffneten allem Unfug, den sie im Gefolge hat, die Thore.

Von da an ist es eine gebieterische Notwendigkeit geworden, den Glauben der Menge vor lügnerischen oder irrigen Uebersetzungen zu bewahren und das gläubige Volk zu schützen gegen die Verkehrungen des Wortes Gottes, gegen die Verfälschungen des Sinnes, gegen die Verdrehungen. Dies Ziel hat das Konzil zu Trient verfolgt ... und die Kirche hat fortgefahren, die ungeheure Menge ihrer Gläubigen einzuladen, das Leben unmittelbar aus den heiligen Wassern der Quelle des Evangeliums zu schöpfen ....

Maßhalten ist leider die seltenste Tugend in dieser Welt. War die unfehlbare Kirche weise, die fehlbaren Menschen warens nicht.... Der Mißbrauch, dessen die Abtrünnigen sich schuldig gemacht und weiter schuldig machten, verschiednen inspirirten Texten gegenüber, auf die sie ihre Irrtümer gründen wollten, erschreckte eine gewisse, eine beträchtliche Anzahl von ängstlich orthodoxen Katholiken; es entstand unter ihnen eine Art Reaktion gegen den Gebrauch der heiligen Schrift selbst, denn jede Seite derselben, so flüsterte man sich in furchtsamer Uebertreibung zu, enthielt wie Schlangen unterm Gras verborgen die schrecklichsten Gefahren der Ketzerei. Ohne ein völliges Verbot öffentlich aufstellen zu mögen, das unter das Urteil der Kirche hätte fallen müssen, versuchte diese ängstliche Schule, ohne sich selbst ihr Ziel klar einzugestehen, den Händen der Gläubigen das göttliche Buch zu entziehen, das unsers Glaubens Grund bildet, und mühte sich ab, es Schritt für Schritt durch eine fromme Litteratur zu ersetzen, um für Herz und Geist passende Speise und ungefährliche Nahrung zu reichen.

Ueber diese Litteratur fällt Lasserre dann das harte Urteil, sie sei mit wenigen Ausnahmen völlig weichlich und geistlos, und wiederholt seine Klage über jene geheime, ohne äußre Veränderungen eingetretne Revolution im innern Leben und in den Gebräuchen der Menge der Gläubigen, eine Klage, deren Begründung uns Evangelischen in der Hauptsache seltsam genug vorkommt. Uebrigens enthalten die Worte der Vorrede selbst die beste Kritik für die Verdammung auch dieses Buches. Am Schlusse dieses Abschnitts heißt es:

Sie erblickten in der Heiligen Schrift eine unnütze, ja gefährliche Lektüre für die Gläubigen und dachten darum, sie thäten ein gutes Werk, sie weit von den Profanen in die gelehrten Winkel des Heiligtums zu verbannen.

Hieß das nicht vergessen, daß Jesu Lehre .... im Freien erschollen war, auf den öffentlichen Plätzen, auf den Bergeshängen, am Ufer des Sees, mitten unter den Volksmassen, die sich um ihn drängten.... Die Angst davor, daß Leser sich in die Wege der Ketzerei verirren möchten, verschloß die Augen gegenüber diesen Empfehlungen des göttlichen Meisters und gegenüber dem beständigen Wunsche der Kirche.

Denen, die trotzdem zur Lektüre des Neuen Testaments kamen, stellten sich, so führt Lasserre weiter aus, unscheinbare, aber schwer zu überwindende Hindernisse in den Weg: die Form der Uebersetzungen ohne Beweglichkeit, Feuer und Leben; Uebersetzungen in barbarischem, oft unverständlichem Stile, und dadurch die störende Notwendigkeit fortwährend eingeschobner Erklärungen, die den Text unterdrücken und den Faden der Erzählung zerreißen; dann die äußre Art des Druckes, hier immer noch die längst veraltete Form in zwei langen Spalten, als wäre diese Form an sich unverletzlich und heilig. Dann folgt eine Bemerkung, die auch bei uns einen gewissen Anklang findet:

Unter diesen rein äußerlichen Dingen ist eins, das nach dem Urteil der besten Richter die schlimmste Wirkung gehabt hat: die Kapiteleinteilung des Kardinals Hugo von St. Charo und die Versteilung des Druckers Robert Stephan .., für die Arbeiten der Gelehrten, der Ausleger, der Prediger von großer Bedeutung, aber sonst für keinen.

Indem diese Unterabteilungen auch in volkstümliche Uebersetzungen, in Ausgaben zum Lesen und Ueberdenken, nicht zur wissenschaftlichen Untersuchung hineingebracht; indem diese fortwährenden gräßlichen Lücken, die der Seele und dem Auge gleich wehethun, in die Reden des Herrn und die Erzählungen der Evangelisten eingefügt wurden; indem ohne Not noch Nutzen dem Verständnisse dieses fortwährende Anhalten und Wiederfortschreiten, diese unruhige, ruckweise, springende Art des Fortschritts zugemutet wurde, hat man durch einen zweiten knechtischen Fehler den innern, den tiefen, friedlichen Zauber des Lebenswortes zerstört.

Hast du jemals die Lieblichkeit eines erquickenden Ganges auf einem jener stillen Landwege empfunden, die in die Tiefen der großen Wälder eindringen, in diesen schönen Laubgängen, beschattet von hundertjährigen Bäumen, in denen die Vögel singen, bedeckt von wilden Blumen, in denen die summenden Bienen Beute suchen: über dir der endlose Himmel; um dich das tiefe Schweigen und der dichte Schatten; in dir das Gefühl von Gottes Gegenwart? Welche Ruhe bringt dir solches Wandern am Busen der Natur! Wie ergötzt sich dein ganzes Wesen an der beruhigenden Frische dieser stillen Einsamkeit und spürt mit Wonne und ohne Anstrengung das allgemeine Leben, das von allen Seiten auf es eindringt?

Nun wohl, denk dir nun, ein Ingenieur käme, um für sich und andre die Lage jedes kleinen Stückes im Gelände genau festzustellen, auf den unglücklichen Einfall, aller vier oder fünf Meter Gräben quer über den Weg zu ziehen, — ist es nicht klar, daß er eben damit, daß er dich verdammt, fortan jede Minute über diese ewigen Grenzlinien zu springen, deine Gänge durch den Wald zu Ende bringt und ohne einen Zweig oder ein Blatt zu berühren, den unbeschreiblichen Zauber zerstört, der morgens und mittags und abends deine Schritte zu diesen schattigen Laubgängen lenkte?

Gerade ebenso ist die Wirkung dieser Versteilung in den verschiednen Uebersetzungen. Man stört den Leser, ermüdet, ja man ärgert ihn beinahe, und treibt ihn so aus dem heiligen Walde....

So hat aus einer Reihe von verschiednen Gründen, die Gewohnheit, die heiligen Evangelien zu lesen, von Jahrhundert zu Jahrhundert abgenommen und verschwindet am Ende beinahe ganz aus den Häusern der Katholiken....

Geringe fromme Handlungen traten dann zu oft an die Stelle hoher Gefühle und erhabner Tugenden, kleinliche Bräuche an die männlicher Handlungen; das wahre Bild der Vollkommenheit wurde verfälscht, verändert, verkleinert. Das hohe apostolische Bild des Heiligen, dessen mächtiges und leuchtendes Beispiel das Herz begeistert und den Willen gefangen nimmt, wurde ersetzt durch die blaße, verwischte Gestalt des heiligen Mannes, dessen Leben, mag es noch so erbaulich sein, in die Seelen andrer nicht mit zündendem Feuer zu dringen noch sie in seinen Kreis zu ziehn vermag.

[Daher auch die geringe Fähigkeit zum Proselytenmachen, die Schwäche in der Verteidigung des katholischen Glaubens.]

Wir leben thatsächlich in einem Alter, wo es nicht mehr genügt, mit einem blinden Köhlerglauben zufrieden sein, der ja aller Achtung wert ist, aber doch nur bei einem Köhler. Wer lesen, schreiben, geistig arbeiten und denken kann, sollte, und zwar besonders in unsern Tagen, einen Glauben haben, der klar sieht und sich deutlich über Inhalt und Beweggrund seines Glaubens Rechnung giebt, einen Glauben, gerüstet zur Verteidigung und zur Verkündigung....

[Nur aus der mangelnden Bekanntschaft der Franzosen mit den Evangelien ist der Erfolg zu erklären, den Renans Leben Jesu gehabt.]

Das Heilmittel gegen alle jene Schäden sieht nun Lasserre in der Verbreitung der Evangelien zum Lesen:

Es gilt, die Gläubigen zu der großen Quelle lebenden Wassers zurückzuführen, die aus dem inspirirten Buche strömt. Es gilt, die Gläubigen des Heilands eigne Lehren, die Worte voll Gnade und Wahrheit von seinen Lippen hören, schmecken, kosten zu lassen. Es gilt, ihnen die Unterweisungen, die er für alle Zeit gegeben, gegenwärtig zu machen; das vollkommne Leben, das ganz menschliche und ganz göttliche Leben dessen, den kein rechter Verstand betrachten kann, ohne die Kniee zu beugen, und keine wahre Seele hören und sehen kann, ohne ihn zu lieben, ihn anzubeten, ohne entzündet zu werden von dem Verlangen, ihm zu folgen, und von dem Drange, ihm zu dienen. Es gilt, die Erde Jesu Christo wieder ins Angesicht schauen lassen....

[Die großen Schwierigkeiten sollen doch den Versuch nicht hindern.]

[Dies alles der Grund für die Entstehung dieser Uebersetzung, an der fünfzehn Jahre lang gebessert und gearbeitet ist, zwölf Jahre davon noch nach ihrer Drucklegung, auf Kosten des Verfassers. Daher nun diese Uebersetzung genau und frei zugleich, mit den Angaben der Kapitel und Verse jeder Seite oben, aber selbst mit neuen sinngemäßren Abschnitten; die nötigsten Erklärungen, wenige nur, unten; die andern lexikographischen Erklärungen hinten. Eine Uebersetzung nicht allein für die Frommen, sondern auch nach des Herrn Willen zugleich für die Gottlosen.]

Und mit diesem innigen Gebete schließt das Vorwort:

Des Herrn Segen gebe, daß das Werk der Evangelisten beim Weg durch meine Hände nichts von seiner lebenspendenden Kraft und erneuernden Gewalt verloren! Möchtest du denn, o göttliches Buch, immer dir gleich, in dieser neuen Gestalt Zeit und Land angepaßt, möchtest du den lebendigen Gott denen offenbaren, die ihn nicht kennen, die Schwachen und Strauchelnden stärken, die Betrübten trösten, den Hoffnungslosen wieder Hoffnung bringen, den Glauben an das kommende Reich und an die Seligkeit ohne Ende und ohne Schranken denen schenken, die in dem Elende dieses Jammerthals seufzen. Ja, heilig Wort, geh aus und auch durch die Unvollkommenheiten meiner Arbeit und durch die Mängel unsrer Sprache hindurch, bring das Licht in die Geister und in die Seelen, bring die Liebe in die Herzen, eben wie die Sonne, trotz der Nebel und Wolken, die von der Erde aufsteigen, nimmermehr aufhört, die Welt mit ihren Strahlen zu erleuchten und ihr Fruchtbarkeit zu spenden. Amen.

Es läßt sich aus diesen Stücken des Vorworts sehen, welches Ziel dem Uebersetzer vorgeschwebt hat; und nach dem Urteile bedeutender Sachkenner, vor allem auch des auf diesem Gebiete sehr bewanderten Prinzen Lucien Bonaparte, hat Lasserre nach seinem Standpunkte und mit seiner immerhin nicht fachmännischen Bildung Bedeutendes geleistet, eine deutliche und lebendige Uebersetzung in gutem Französisch. Er ist frei genug, das Bußethun im Französischen durch Worte wiederzugeben, die deutlich auf das innerliche Wesen der Buße weisen, und das andre zu vermeiden, das von äußern Bußübungen verstanden werden muß; und doch wieder noch so weit gebunden, daß er aus des Herrn Geschwistern nahe Anverwandte macht. Die

größte Bedeutung für uns aber hat ohne Frage die ganze Absicht der Uebersetzung, wie das Vorwort sie uns enthüllt.

3. Die Aufnahme der Uebersetzung und der päpstliche Segen

Charakteristisch ist, daß das Werk von Lourdes datirt und der Mutter Gottes von Lourdes mit einer schwungreichen Widmung geweiht ist. Man traut seinen Augen nicht: dieses Werk mit dieser Widmung! Und doch ists ihr in gutem Glauben und mit völligem Ernste gewidmet! Vom 8. September 1886 ist das Buch datirt, am 11. November 1886 erhielt es, dem Tridentiner Beschlusse entsprechend, das Imprimatur des Pariser Erzbischofs. Hohe Anerkennung fand es auch bei dem Kardinal Parocchi, dem Erzbischof von Albi, den Bischöfen von Grenoble, von Rodez, von Oran, von Annecy, von Rochelle, von Limoges; bei Zeitungen wie L'Univers, Le Monde, La Croix, La Défense, Le Français, La Gazette de France, L'Autorité, Le Pays, Le Soleil, Le Matin. Und das französische Volk kaufte in zwölf Monaten fünfundzwanzig Auflagen.

Das erste Blatt nach dem Titel enthält in Französisch und Italienisch Roms Urteil über die Evangelienübersetzung. Dort wird als Nr. 68745 im Journale des römischen Staatssekretariats das betreffende Schreiben mitgeteilt, gerichtet an Henri Lasserre, verfaßt Rom den 4. Dezember 1886, unterzeichnet vom Kardinal L. Jacobini:

> Der heilige Vater hat die französische Evangelienübersetzung, die Sie unter Beifall und Billigung der erzbischöflichen Autorität unternommen und vollendet, richtig erhalten. Seine Heiligkeit beauftragt mich, seine Billigung der Absicht Ihnen auszudrücken, die Sie bei Ausführung und Veröffentlichung dieses interessanten Werkes geleitet, dankt Ihnen für die kindliche Huldigung, die das übersandte Buch begleitet, und beauftragt mich, Sie von seinem Wunsche in Kenntnis zu setzen, daß das Ziel, welches Sie verfolgen und im Vorworte Ihres Buches anzeigen, voll erreicht werden möge.
>
> Seine Heiligkeit kommt gern Ihrem Wunsche nach und erteilt Ihnen von Herzensgrund seinen apostolischen Segen.
>
> Ich ergreife die Gelegenheit mit Freuden, mich zu nennen mit besondrer Hochachtung Ihren ergebensten Diener L. Kardinal Jacobini.

Zu all dem Wunderbaren, das bei diesem Buche sich findet, des Papstes Segen und ausdrückliche Billigung jenes Vorworts, in amtlicher Form, offiziell durch den Nuntius mitgeteilt!

4. Der päpstliche Bann

Dr. Wright nennt Lasserres Schrift eine Geschichte von verlorner Hoffnung.

Das Buch hatte unglaublichen Erfolg gehabt. Auf den Wunsch einer großen Zahl von Bischöfen und Priestern wurde eine Prachtausgabe veranstaltet. Der Bischof von Rodez schrieb:

> Unter Gottes Segen geht das Buch mehr und mehr den Gang, den ihm sein Urheber gewünscht, kommt auf alle Tische und in alle christlichen Häuser.

Da, im Augenblicke des höchsten Erfolgs, kommt ein Dekret vom 19. Dezember 1887, das Dr. Wright sich selbst in Rom verschafft und nun hat abdrucken lassen:

> Die heilige Versammlung der hochwürdigsten Kardinäle der Heiligen Römischen Kirche, gesetzt und verordnet von unserm Heiligsten Herrn dem Papste Leo XIII. und dem Heiligen Apostolischen Stuhle für den Index von Büchern falscher Lehre, und deren Aechtung, Ausmerzung und Gestattung im ganzen Reiche der Christenheit, zusammengetreten am 19. Dezember 1887 im Apostolischen Palaste, dem Vatikan, hat verdammt und verdammt ferner, hat geächtet und ächtet ferner und hat auf den Index verbotner Bücher setzen lassen und setzt sie ferner drauf folgende Werke:
>
> Les saints Evangiles, traduction nouvelle, par Henri Lasserre. Paris 1887.
>
> . . . .
>
> Vom Vorstehenden ist durch den unterzeichneten Sekretär der Heiligen Versammlung des Index unserm Heiligsten Herrn dem Papste Leo XIII. Bericht erstattet; und Seine Heiligkeit billigte den Beschluß und befahl seine Veröffentlichung.
>
> Gegeben Rom, 20. Dezember 1887.
>
> Fr. Thomas Maria Kardinal Martinelli u. s. w.

Damit ist jede neue Herausgabe, alles Lesen des Buches und sein bloßer Besitz unter die Strafen des Index in üblicher Weise gestellt. Ob die plötzliche Verwandlung von Segen in Fluch das Ergebnis widerstrebender Einflüsse im Vatikan ist,

oder ob seiner Zeit der Segen nur durch eine unbegreifliche Nachlässigkeit möglich geworden, wissen wir nicht.

5. Das Ende

Das Ende ist trübe genug. Des Papstes Machtwort hat den Segen dieses Buches zerstört. Sein Vertrieb in Frankreich hat aufgehört. Ein englischer Buchhändler hat noch einige hundert Exemplare gerettet. Wie viele Gläubige das Buch dem Beichtvater hingetragen und abgeliefert, können wir nicht wissen. Aber äußerlich ist das ganze hoffnungsvolle Unternehmen zerstört. Und Lasserre selbst hat sich scheinbar ganz gefügt und schweigt.

Wir können nicht anders als diese neue Unterdrückung von Gottes Wort aufs schmerzlichste bedauern. Zugleich aber müssen wir staunen, mit Wehmut staunen über die eigentümliche Gestalt, als die Lasserre im modernen Katholizismus uns entgegentritt: der Begründer des Ruhms von Lourdes, der mutige Uebersetzer der Evangelien, so frei und doch so gebunden! Mit Entrüstung aber müssen wir sehen, was Rom den Seinen zu bieten wagt. Es ist gewiß menschlich, in allem, was der Mann von Lourdes schreibt, gut Römisches zu vermuten und es auch ungelesen zu billigen, wo nicht zu segnen. Aber irren ist menschlich und nicht päpstlich. Und es wird gewiß der Begriff der Unfehlbarkeit ex cathedra sich so verwenden lassen, daß nicht beide Beschlüsse des Papstes mit dem Siegel der Unfehlbarkeit behaftet sind. Gewiß, es ist auch nicht das erste Mal, daß beim Index die wunderbarsten Widersprüche sich ergeben. Aber stark erscheint es uns Evangelischen doch, daß von demselben Papste, der unfehlbar urteilen kann, dasselbe Buch in einer Zeit von einem Jahre und drei Wochen beides empfängt: Segen und Fluch. Es ist so stark, daß wir es nicht glauben würden, wenn wir nicht die schriftlichen und die gedruckten Beweise in Händen hätten, und wenn nicht Rom und seine eifrigsten Verteidiger vor der Gewalt der Thatsachen schwiegen.

J B

Aus Spanien

Ueber Spanien und seine Evangelischen ist allerlei neue Nachricht, Erfreuliches und Unerfreuliches durcheinander, eingetroffen. So liegen neue Nummern der Fliednerschen „Blätter aus Spanien" vor. Die eine, Nr. LVIII führt uns zu dem Kinderheim „Paz" im Eskorial; sie stellt dessen zweites Haus dar, „weil es gerade der historische Teil unsers Besitztums ist, der Rest des Klosters in dem Dörflein am Fuß des Berges der Guadarramakette, wo Philipp II. sich aufhielt, während er den Bau des großen Palastes und Klosters zwanzig Minuten weiter bergauf am Abhang beaufsichtigte. Diesem Dorfe gebührt eigentlich der Name Eskorial, Schlackenhaufen, wohl von einem Bergwerk aus frühern Zeiten, während der Klosterpalast in der Höhe an der Berghalde heute noch von Amtswegen den Namen Königliche Residenz des heiligen Laurentius trägt. Denn es ward gebaut infolge eines Gelübdes, das Philipp während der Schlacht von St. Quentin, am 10. August, dem Tage des heiligen Laurentius gethan."

Jenes jetzt von Fliedner wiederhergestellte Haus hatten die Franzosen 1808 bis aufs Gemäuer zerstört. Fliedner aber sitzt und „sinnt, den Kopf in die Hand gestützt, wie man wohl am ehesten die 6000 Mark Schulden, welche noch auf dem Neubau lasten, abzahlen könne."

Dort am 13. September 1598 starb König Philipp: „Die Evangelischen mußten in dem so qualvollen Ende ihres gekrönten Todfeindes die strafende Hand des lebendigen Gottes sehen" (Wilkens); der Sterbende war überzeugt, seine heilige Pflicht gethan zu haben, indem er die Ketzerei mit der Wurzel ausgerissen. Fliedners Blatt aber kann davon erzählen, wie am 16. März 1888 zu Madrid dem protestantischen Trauergottesdienst für den evangelischen Kaiser Wilhelm der Infant und sämtliche Minister ihrer katholischen Majestät beigewohnt haben, wie der Minister der Kolonien am Abend gesagt: „Das war ergreifend," der Minister des Auswärtigen dem Prediger dankend die Hand gedrückt und kein Minister sein Blatt mit den Liedern, Texten, Sprüchen hat liegen lassen, wie alle Tagesblätter der Hauptstadt das evangelische Jesuskirchlein in der Calatravastraße geschildert, mit einem Wort: „Niemals ist bisher in Spanien von einer evangelischen Kirche und einem evangelischen Gottesdienste so viel geschrieben und gerühmt worden." (Bloß der chinesische Gesandte und der Nuntius des Papstes hatten gefehlt.)

Blatt LIX muß leider und darf Gottlob ähnliches von der Totenfeier für Kaiser Friedrich melden. Ach, noch nicht fünf Jahre zuvor hatte er selbst dem evangelischen Gottesdienste in der deutschen Kapelle zu Madrid beigewohnt und dann Fliedner in König Alfonsos Schloß kommen lassen, damit er ihm über die Zustände „unsrer Brüder in Spanien" Bericht erstatte. Tief war der Eindruck seiner Persönlich-

keit auf die Spanier gewesen: das hatte sich recht während seiner Krankheit spüren lassen. Zu der Trauerfeier fand sich fast das ganze diplomatische Korps ein (man hat neulich den Witz gemacht, der Justizminister sei des froh gewesen, weil in der evangelischen Kirche der einzige Raum sei, wohin ihm der päpstliche Nuntius nicht folgen könne, der ihn sonst beständig mit Wünschen hinsichtlich der Gesetzgebung belästige); wieder hatte der Botschafter die Kirche aufs würdigste schmücken lassen, und gern bezeugen wir hier, daß, was Fliedner von dem Gottesdienste selbst, Predigt und Liedern berichtet, groß und würdig war. Die Epoca druckte in ihrer Beschreibung den Vers ab, der ihr zu Herzen gegangen: „So ist nun nichts Verdammliches an denen, die in Christo Jesu sind.“

Blatt LXI macht genaueste Zahlenangabe der Kräfte der evangelischen Gemeinden in Spanien, wie sie Ende 1887 festgestellt ist. Darnach bestehen in Spanien 112 Räume für evangelischen Gottesdienst und Schulen, 111 Tagesschulen mit 61 Lehrern und 78 Lehrerinnen, in denen 2545 Knaben und 2095 Mädchen unterrichtet werden. Außerdem 80 Sonntagsschulen, wo von 183 Unterweisern 3227 Kinder in der Schrift unterwiesen werden. Die Gemeinden werden von 56 Pastoren und 35 Evangelisten bedient. Die Zahl der regelmäßigen Besucher des Gottesdienstes ist 9194, die der Kommunikanten 3442. Alle diese Zahlen sind eher zu niedrig als zu hoch berechnet.

Sodann bringt die Nummer unter Verwahrung gegen allerlei römische Polemik in deutschen Blätter eine der Justicia — dem nächst der Epoca größten in Madrid erscheinenden Blatte — vom 20. März vorigen Jahres entnommne Liste der Nothelfer, die die Spanier haben. San Serapio ist Schutzpatron gegen die Leibschmerzen, Santa Polonia und San Magin gegen Zahnschmerzen, San José, San Juan Bautista (Johannes der Täufer), San Medardo, San Vicente Ferrer, Santa Brigida und Santa Catalina (Katharine) de Sena gegen Kopfschmerzen, San Bernardo Abad, San Cirilo und San Gregorio der Große gegen Verdauungsbeschwerden, San Francisco de Sena und Santa Rolenda gegen Kolik, San Luis Beltran gegen Cholera, San Fiacro, San Luis und Santo Domingo de Silos gegen Blutflüsse. Als Geburtshelfer werden empfohlen San Ignacio und Santa Lutgarda; Santa Balsania und San Roman Nonnato zur Heilung von Skropheln, San Severo Justiniano und San Felix von Cantalicio gegen Geschwüre. Für die, welche Kinder säugen, empfehlen sich San Manuel, Santa Aldegunda und Santa Agueda (die heil. Agnes), bei Verbrennungen San Babilas, gegen einen giftigen Stich San Jorge (der h. Georg), gegen einen Hundebiß Santa Quiteria. San Ciriaco ist Beistand für die Ohren, Santa Lucia für die Augen, Santa Bibiana und die heiligen drei Könige für Epilepsie; San Gregorio heilt die Frostbeulen, San Pantaleon die Hämorrhoiden, und San Poncio ist Spezialpatron für die Belästigungen durch Wanzen und ähnliche Haustiere! San Anastasio ist Schutzpatron gegen alle Arten von Uebeln, San Andreas Corsino für die Unheilbaren und Santa Rita de Casia für das Unmögliche! San Roque hilft gegen die Pest, San Sérvulo gegen Lähmung, San Luis gegen Schwerhörigkeit, San Liborio gegen Harnleiden, Santa Dorothea gegen Rheumatismus, San Leandro gegen Schlaganfall, San Raimundo gegen Schwindel und San Quirino gegen Beinschmerzen. Endlich sind Santo Domingo de Guzman, San Felipe Neri, San Juan Cancio, Santa Lidurnia, San Onofre, San Pedro Alcántara und Santa Petronila Spezialpatrone gegen das Fieber, welcher Art es auch sei.

Noch eine sehr erfreuliche Nachricht enthält diese Nummer: dem evangelischen spanischen Geistlichen in Malaga, der wegen Beleidigung der katholischen Religion zu einer Zuchthausstrafe von zwei Jahren drei Monaten verurteilt worden war, ist durch den neuen, liberalen Justizminister die Strafe völlig erlassen. Wir haben seiner Zeit über den Fall berichtet, wie jener Geistliche sich lediglich im Verteidigungszustande befunden.

Was wir trotzdem früher von wiederkehrenden Auftritten der Unduldsamkeit geschrieben haben, müssen wir heute vermehren. Der Regierung wird gelegentlich selbst bange vor den ultramontanen Hetzereien — was für den Papst in Deutschland das Zentrum, sind eben hier die Karlisten. Wird aber das Treiben eines Jesuiten einmal gar zu auffällig, dann wird Pater Ignacio schnell nach Pamplona verschickt.

Das Aergste, was in jüngster Zeit von den Jesuiten geleistet worden ist, hat sich jüngst in Criptana abgespielt. Hierüber berichtet uns Pastor Fliedner:

„In Campo de Criptana, Provinz Ciudad Real, bestand schon länger eine kleine evangelische Gemeinde. Eins der Mitglieder hatte sein Haus zur Verfügung gestellt, um daselbst eine Kapelle einzurichten. Noch ehe diese eingeweiht wurde, versuchten zwei Jesuiten, das Volk gegen die Protestanten aufzureizen, doch zunächst ohne Erfolg. Nachdem alle legalen Formalitäten erfüllt worden waren, wurde die Kapelle am 28. April eingeweiht und darin Gottesdienst gehalten. Aber als die Mitglieder der evangelischen Gemeinde sich am nächsten Sonntag, dem 8. Mai, gegen 11 Uhr wieder dort versammelten, trafen sie vor dem Hause eine Prozession, die sogenannte Rosenkranzfahrt, deren Teilnehmer unter Geschrei und Drohungen das Haus der Protestanten zu stürmen suchten. Die Frauen flüchteten die Treppe hinauf in die Kapelle, während die Menge dem Volkshaufen den Eintritt wehrte. Das Geschrei der Menge: Tod den Protestanten! ward immer stärker, sodaß die Evangelischen für ihr Leben sorgten und um Hilfe beteten. Glücklicherweise erschienen zwei Gendarmen, die das Volk auseinandertrieben und die aus der Kapelle Zurückkehrenden in Schutz nahmen.

Infolge davon schloß der Alkalde, wie er sagte, „vorläufig“ die Kapelle, „um keinen Grund zu Ruhestörungen zu geben.“ Es ist nur, wenn er also für die öffentliche Ordnung sorgte, nicht einzusehen, warum er nicht die Prozession verhinderte, die ohne seine Erlaubnis stattfand, und der er wenigstens einen andern Weg hätte anweisen können. Außerdem ist der Geistliche mit einzelnen Gemeindegliedern in Anklagezustand versetzt worden, da die Feinde behaupten, es sei von den Protestanten auf die Prozession geschossen und mit Steinen geworfen worden. Davon ist natürlich kein Wort wahr. Auch wurde der Evangelist, der abends mit einigen Freunden in seinem Zimmer Lieder gesungen, zu einer Geldstrafe von 15 Pesetas verurteilt, „weil man den Gesang in den Straßen höre.“ Er und seine Familie sind an das Haus gebunden, wenn sie sich nicht den größten Gefahren aussetzen wollen. Der Alkalde aber, statt die Ruhestörer zu verhaften, hat jenen sagen lassen, er könne nicht für ihr Leben einstehen, wenn sie noch acht Tage dort blieben.

Bis jetzt sind alle Reklamationen an den Unterstaatssekretär und Minister des Innern erfolglos geblieben. Der erstere entschuldigte sich damit, daß wir ja wüßten, wie es in der Provinz aussähe. Freilich eine Regierung, die dort den Staatsgesetzen nicht Geltung verschaffen könnte, würde auch der Krone keine sichre Stütze bieten. Wenn der Unterstaatssekretär wirklich Recht hätte und der Minister keine Abhilfe schaffen könnte, würden wir zu den Zeiten des berühmten Castaneira, Gouverneurs der Balearen, zurückkehren, wo bekanntlich vorgeschlagen wurde, daß die evangelischen Kinder und Lehrer in der Gesangsstunde Töpfe über den Kopf gestülpt trügen, um den Gesang, der eine öffentliche Kundgebung sei, nicht auf der Straße hören zu lassen.“

Gleichwohl geht es vorwärts. Dazu hilft vor allem die Mangelhaftigkeit der spanischen Schulen. Sie führt den Evangelischen viele Kinder zu, in Madrid jetzt gegen 400. H

Verschiedenes

(Von der Enthüllung des Hutten-Sickingen-Denkmals) Wie am vorjährigen Pfingstdienstag die Grundsteinlegung, so fand am diesjährigen die Enthüllung des Hutten-Sickingen-Denkmals auf der Ebernburg statt. Im Sonnenschein eines herrlichen Sommertages und unter der Teilnahme vieler Tausende aus Nah und Fern gestaltete sie sich zu einer glänzenden Feier, die unstreitig in Professor Onckens geistvoller und formvollendeter Festrede ihren Höhepunkt fand. Durch sein Wort traten die ritterlichen Gestalten des Reformationszeitalters, deren Erzbild noch die deckende Hülle barg, lebendig vor das geistige Auge der Hörer; und was Hutten und Sickingen waren und wurden, was ihres Strebens Ziel und ihres Falles Schuld war, was sie der Erinnerung wert und des Denkmals würdig macht, das wurde der Festversammlung in überzeugender Darlegung vor die Seele geführt. Durch die ganze Rede hallte ein frischer protestantischer Ton, der dem begeisternden nationalen Ausklang die feste Grundlage und den rechten Inhalt gab. Zum Beweise nur einige Worte: „Nur als Waffenbrüder eines Mannes, der größer war als sie beide, nur als Beschützer und Bundesgenossen Martin Luthers konnten diese beiden Männer unsterblich werden in der Erinnerung ihres Volkes; nur als Zuflucht verfolgter Anhänger der neuen Lehre konnte diese Ebernburg eine Herberge der Gerechtigkeit sein. . . . . Wir halten still vor dem Bilde, das die beiden Ritter gewährten, als sie von dieser Berghöhe aus Arm in Arm den Schild hielten über Martin Luther in der Zeit des Reichstags zu Worms; es ist das Bild, das unser Künstler verewigt hat.“

Aber mit solchem auf die Geschichte sich gründenden protestantischen Zeugnis stand die Festrede leider ziemlich vereinsamt in der übrigen Festfeier, bei der durchgehends nur ganz im allgemeinen von den „Vorkämpfern deutscher Einheit und Größe“ geredet wurde; und als habe die eigentliche Festrede keineswegs der Feier ein entschieden „protestantisches“ Gepräge aufgedrückt, kannte die berichterstattende Presse nur ein von hoher „vaterländischer“ Begeisterung durchwehtes Fest. Als in diesem Blatte vor Jahresfrist die geflissentliche Zurückstellung der Beziehungen Huttens und Sickingens zur Reformation anläßlich der Grundsteinlegung zum Denkmal beider gerügt wurde, war das die Stimme eines Predigers in der Wüste; dieselbe Klage öffnet heute anläßlich der Denkmalsenthüllung vielen den Mund, und in weiten Kreisen hat es befremdet und verstimmt, aus berufnem Munde zu vernehmen, „daß das Denkmal lediglich nationalen Gesichtspunkten und Beweggründen seine Entstehung verdanke.“ Gehört denn wirklich die Stellung der beiden Männer der Vergangenheit an, wie gesagt wurde, und sind wirklich „die Kämpfe durchgekämpft, die Hutten und Sickingen führen mußten“? Oder hat nicht Professor Oncken leider Recht, wenn er eingangs seiner Rede sagte: „Das Freundespaar, dessen Denkmal wir heute enthüllen, gehört einem Abschnitte deutscher Geschichte an, dessen Anfang vierhundert Jahre hinter uns liegt und dessen führende Geister uns gleichwohl so nahe stehen, daß wir sie über die Jahrhunderte hinaus begrüßen und anreden möchten, wie Mitbürger unsrer eignen Zeit. Das macht: der Kampf, den sie gekämpft haben, ist noch heute nicht zu Ende; ja er tobt heute heftiger als je, heftiger zum mindesten, als das jemals in der Zwischenzeit geahnt werden konnte.“

Hat man aber gemeint, durch den ausschließlich nationalen Charakter, den man der Sache zu geben versuchte, den Ultramontanismus mit einem Hutten-Sickingen-Denkmal auszusöhnen, so haben die Thatsachen diese Voraussicht als falsch und kurzsichtig erwiesen: der Haß der Gegner hat sich trotz aller Rücksichtnahme eher gesteigert als gemindert; in denselben Nummern der Lokalblätter, die von der Festfeier berichteten, wurde eine Schrift „Hutten und Sickingen von J. N. Melitor“ angekündigt, die, in der berüchtigten Paulinusdruckerei zu Trier erschienen, in der Schmähung der beiden Helden der Reformationszeit bisher Uner-

reichtes leistet, aber in dem Punkte der geschichtlichen Wahrheit die Ehre giebt, daß sie sie in ihrer nahen Beziehung zu Luther beläßt, was dort wie aller Schanden höchste, uns aber als ihr der dankbaren Erinnerung wertes Verdienst erscheint. Denn wenn das enthüllte Denkmal, über dessen künstlerische Vollendung nur eine Stimme des Lobes laut wurde, viele durch den kräftigen Realismus überraschte, mit dem Hutten in seiner ganzen fieberhaften Leidenschaftlichkeit zur Darstellung gekommen war, — nicht im Denkmal nur, auch in der fortlebenden Erinnerung soll Hutten uns vor Augen stehen als das, was er war, als Bundesgenosse Luthers, als ein Freiheitskämpfer vom Joche Roms.

Als Vor- und Nachfeier zur Denkmalsenthüllung kam in Kreuznach August Bungerts Festspiel „Hutten und Sickingen" zur Aufführung und erzielte unter dem Einfluß der Feststimmung einen unleugbaren Erfolg. Ob es aber nach Form und Inhalt den überschwänglichen Beifall verdient, der ihm vielfach gezollt wird, ob es dem Herrigschen Lutherspiel an die Seite gesetzt werden darf, wie dies wiederholt geschehen, ob der evangelische Choral darin die rechte Stelle gefunden, das sind Fragen, die hier nur aufgeworfen werden sollen. Wenn man aber immer wieder von der Erstarkung des protestantischen Bewußtseins reden hört, die durch dies Spiel erzielt werden soll, so däucht mir unsers Freundes Veracius Rusticus (s. Nr. 19 des Jahrgangs) Klage am Platze, „daß man nicht kann bei der Maße bleiben, muß alles ausrecken und übertreiben." Den Ultramontanen ist selbstverständlich auch in dieser Wiederbelebung das ritterliche Freundespaar ein Dorn im Auge. Aber wenn dieselben gegen das Auftreten Luthers und Tezels in dem Stücke eifern, so ist das verlorne Liebesmüh: „um die Einheitlichkeit des Dramas zu wahren," hat man die Rollen Luthers und Tezels für die Aufführung gestrichen, — während Faust und Mephistopheles mancherlei darin reden dürfen

H-H

(Aus Schottland) Es war im Sommer 1876, daß ich in Edinburgh bei dem ehrwürdigen Professor Sm. am Frühstückstische saß, als ein Pfarrer eintrat, der eben von einer Hochlandsreise herkam. „Was machen die jungen Pfarrer in den Hochlanden?" fragte der Hausherr. „Ach," lautete kopfschüttelnd die Antwort, „sie sind alle Arminianer" (d. h. sie hängen einer Richtung an, die das altreformirte Dogma von der Vorherbestimmung mildert, abschwächt). Diese Aeußerung kommt mir stets in den Sinn, wenn ich ab und zu lese, wie das theologische Denken derzeit auch in Schottland sich wandelt, namentlich unter deutschem Einflusse. So feierte im April dieses Jahres Dr. Markus Dods sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Pfarrer der freikirchlichen Renfield-Gemeinde zu Glasgow. Die Gemeinde bezeugte ihren Dank durch Erteilung eines sechsmonatlichen Urlaubs und durch Ueberreichung einer Gabe von tausend Pfund. Zur Feier des Ereignisses fand sich eine festliche Versammlung ein, darunter Professor H. Drummond, dessen Buch über „das Naturgesetz in der Geisteswelt" auch in Deutschland viele Leser und Bewundrer gefunden hat. Der Jubilar berührte in seiner Rede unter anderm die Thatsache, daß vor einem Vierteljahrhundert die deutsche Forschung noch als unvernünftiger, rücksichtsloser, feindseliger Angriff auf das Christentum betrachtet worden; jetzt seien die Theologen gern zu dem Bekenntnis bereit, daß die deutsche Forschung ein helles Licht über Geschichte und Urkunden der neutestamentlichen Zeit ausgieße. Das englische Verlangen nach Wirklichkeit, der energische Entschluß, durch den Berg überlieferter Irrtümer zu dem lebendigen Felsen selbst hindurchzudringen, habe mit den staubigen Spinngeweben einer toten Gelehrsamkeit aufgeräumt und habe die Theologie wieder mit den Wirklichkeiten des Lebens, mit den Thatsachen und Erfahrungen, Gewohnheiten und Gefühlen lebendiger Menschen in Berührung gebracht. Das seien außerordentliche Wandlungen — Wandlungen, die man unter dem Namen einer neuen Reformation zusammenfassen könnte. — Der Hauptsprecher des Abends war H. Drummond, der den Jubilar nicht nur als Freund und ältern Bruder feierte, sondern als denjenigen, welcher den größten Einfluß auf ihn ausgeübt habe. Er spreche nicht nur in eignem, sondern im Namen einer Menge junger Männer der Freikirche, die zu Dr. Dods aufschauen als zu dem Herold des Christentums, und die das Gefühl haben, daß in seinem Christentum etwas ist, wofür es sich lohnt zu leben und zu arbeiten. „Die Kirche in Schottland begreift drei Kirchen in sich, die enge Kirche, die breite Kirche und die — Renfieldkirche. Die dritte Kirche hat lange auf einen Namen gewartet; sie würde reißenden Fortschritt machen, wenn sie jemand taufen wollte. Wir schauen nach einem Genius aus, der den Geist jener Kirche in sich sammeln und ihr den entsprechenden Namen geben würde. Wir kennen die breite Kirche, die die Forschung und Bildung der Zeiten gefaßt, und wie sie in deren Aneignung viel von dem verloren hat, was man Ernst nennt. Wir wissen, daß die enge Kirche vor jenen Dingen das Auge verschließt, während sie vielfach Ernst und Wärme des christlichen Charakters bewahrt; aber eine Verbindung dieser beiden Kirchen, aller Bildung, Weite und Gelehrsamkeit der einen, all des Ernstes und der Frömmigkeit der andern, das ist diese dritte Kirche, deren Pfarrer Dr. Dods ist. Das ist die schottische Kirche der Zukunft."

C S

Quittung

Für die Sommerpflege armer Näherinnen 3 Mk. von O E, Erlangen.

Für die evangelische Gemeinde Arenshausen auf dem Eichsfelde: 3 Mk. von O E, Erlangen.

Für die evangelische Gemeinde zu Prüm in der Eifel: 3 Mk. von O E, Erlangen.

Für die evangelische Gemeinde Rudolfsthal in Bosnien: 3 Mk. von O E, Erlangen.

Für die evangelische Erziehungsanstalt Godesheim bei Bonn: 3 Mk. von O E, Erlangen.

Herzlichen Dank!

D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Seine Verlobung mit

Fräulein **Magdalene Zimmermann,**

Tochter des Herrn Pastor emer., lic. theol. Zimmermann in Neugruna bei Dresden, beehrt sich hierdurch anzuzeigen

Fr. Naumann, Pastor.

Langenberg b. Hohenstein-Ernstthal, Juni 1889.

„Zur Belebung der Gustav-Adolf-Sache"

zumal bei allen Vereinsfesten, hat sich die Verbreitung der in meinem Verlage fortlaufend erscheinenden, fesselnden, interessanten Heftchen der Sammlung: **„Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins"** (bis jetzt Nr. 105 à 10 Pfennig) als vorzüglich förderlich erwiesen, weshalb ich freundlich darum bitte, wegen Vertrieb von Exemplaren, — Zusendung franko, nicht Abgesetztes wird bereitwilligst zurückgenommen — sich an mich wenden zu wollen. Es sollte kein **Gustav-Adolf-Fest** gefeiert werden, ohne diese billigen Volksschriften, die überall gern gekauft werden, zu empfehlen, massenhaft zu verbreiten. Gal. 6, 10.

Barmen. **Hugo Klein.**

Aufruf

zu einem

in Eisenach zu errichtenden Denkmal

für

Dr. Martin Luther

Es war im Lutherjubeljahr, da der Name des großen Reformators, des unsterblichen deutschen Geisteshelden, mit erhöhter Begeisterung die Herzen der evangelischen Christenheit erfüllte — als aus „seiner lieben Stadt" am Fuße der Wartburg an die protestantische Welt die herzliche Bitte erging, dazu beizutragen, daß ihm daselbst

ein Standbild von Erz

gesetzt werde.

Jener Aufruf hat zu unsrer Freude Wiederhall in der evangelischen Christenheit gefunden, und aus allen Gauen Deutschlands und aus weiterer Ferne sind uns Gaben gespendet worden.

Aber wir sind noch nicht am Ziel, — wir rüsten uns jetzt zur Ausführung und Vollendung des Werkes, das wir damals geplant. Dazu senden wir noch einmal Aufruf und Bitte um kräftige Unterstützung an unsere evangelischen Glaubensgenossen in die Lande hinaus.

Schneller als uns ein Lutherdenkmal, ist es katholischem Eifer gelungen, durch Beiträge aus den weitesten Kreisen in der alten Lutherstadt einer kleinen Gemeinde eine stattliche katholische Kirche zu bauen und auszuschmücken. Eine beredte Mahnung an Alle, die wissen, was sie der deutschen Reformation verdanken:

daß sie wachen und gedenken des auserwählten Rüstzeuges, der den Schatz des Evangeliums wieder gehoben, in deutscher Zunge „seinen lieben Deutschen" Gottes Wort gelehrt und dem deutschen Geistesleben eine unvergängliche Grundlage gegeben.

Eisenach, den 11. Februar 1889.

Das Komitee zur Errichtung eines Denkmals für Dr. Martin Luther.

Ackermann, Direktor des Lehrerinnenseminars und der höheren Töchterschule. — Dr. **Appelius,** Landgerichts-Präsident. — **Eberhardt,** Schulrat. — **Julius von Eichel-Streiber.** — Dr. **Grebe,** Oberlandforstmeister. — **Kieser,** Archidiakonus. — Dr. **G. Kühn,** Professor. — Dr. **Marbach,** Superintendent und Oberpfarrer. — **Mentzel,** Oberstlieutenant a. D. — **Roese,** Geheimer Regierungs-Rat. — Dr. **Gustav Schmidt,** Professor. — Dr. **Schneidewind,** Professor. — **Thureau,** Professor.

Zuschriften und Geldbeiträge bitten wir an den unterzeichneten geschäftsführenden Ausschuß in Eisenach senden zu wollen.

Eisenach, den 11. Februar 1889.

Der geschäftsführende Ausschuß.

Kieser, Vorsitzender. **Kühn,** Schriftführer. **Mentzel,** Kassenführer.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine Beilage von Mumm & Zaum in Köln a. Rh.